XVII. Jahrg. Berlin, den 9. Januar 1909. Nr. 15.

Die Zukunft

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1909.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Januar 1909.

Erdbeben.

Dichtung und Wahrheit.

Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele: hier ist der Schlüssel zu Allem." Goethe spricht. Am zweiten Apriltag des Jahres 1787 kommt er von Neapel und sieht aus entzücktem Auge die Königin der Inseln. Ueber den Buchten, Landzungen, Vorgebirgen blaut ein klarer Duft alle Schatten. Die von hinten erleuchteten Baumwipfel wogen vor den dunklen Gebäuden hin und wieder wie große Massen vegetabilischer Johanniswürmer. Die Luft ist mild, warm und wohlriechend, der Wind lau. Mit Zitronenhecken, Oleander, Maulbeerbäumen im ersten Grün, Ranunkeln und Anemonen empfängt die Königin ihren Gast. Der dünkt sich in einem Paradies. Bei Girgenti hat er einen so herrlichen Frühlingsblick wie nie durchs ganze Leben. „Der Lein ist schon reif. Der Akanth hat seine prächtigen Blätter entfaltet. Salsola fruticosa wächst üppig. An den Feigen waren alle Blätter heraus und die Früchte hatten angesetzt. Sie werden zu Johanni reif; dann setzt der Baum noch einmal an. Die Mandeln hingen sehr voll; ein gestutzter Karubenbaum trug unendliche Schoten. Die Trauben zum Essen werden an Lauben gezogen, durch hohe Pfeiler unterstützt. Melonen legen sie im März, die im Juni reifen. In den Ruinen des Jupitertempels wachsen sie munter ohne eine Spur von Feuchtigkeit. Eine Strecke, nachdem wir Girgenti verlassen, fing der fruchtbare Boden an. Es sind keine großen Flächen, aber sanft gegen einander laufende Berg- und Hügelrücken, durchgängig mit Weizen und Gerste bestellt, die eine ununterbrochene Masse von Fruchtbarkeit dem Auge darbieten. Der diesen Pflanzen geeignete Boden wird so genutzt und so geschont,

daß man nirgends einen Baum sieht; ja, alle die kleinen Ortschaften und Wohnungen liegen auf Rücken der Hügel, wo eine hinstreichende Reihe Kalkfelsen den Boden ohnehin unbrauchbar macht." Ueber Catania und Taormina gehts nach Messina. Da gabs „gleich beim Eintritt den fürchterlichsten Begriff einer zerstörten Stadt; denn wir ritten eine Viertelstunde lang an Trümmern vorbei, ehe wir zur Herberge kamen, die, in diesem ganzen Revier allein wieder aufgebaut, aus den Fenstern des oberen Stocks nur eine zackige Ruinenwüste übersehen ließ. Außer dem Bezirk dieses Gehöftes spürte man weder Mensch noch Thier; es war nachts eine furchtbare Stille." Belebt und angenehm ists nur außerhalb der eigentlichen Stadt. „Nach dem ungeheuren Unglück, das Messina traf, blieb, nach zwölftausend umgekommenen Einwohnern, für die übrigen dreißigtausend keine Wohnung; die meisten Gebäude waren niedergestürzt, die zerrissenen Mauern der übrigen gaben einen unsicheren Aufenthalt. Man errichtete daher eiligst im Norden von Messina, auf einer großen Wiese, eine Bretterstadt, von der sich am Schnellsten Derjenige einen Begriff macht, der zu Meßzeiten den Römerberg zu Frankfurt, den Markt zu Leipzig durchwanderte: denn alle Kramläden und Werkstätten sind gegen die Straße geöffnet; Vieles ereignet sich außerhalb. Daher sind nur wenige größere Gebäude, auch nicht sonderlich, gegen das Oeffentliche verschlossen, indem die Bewohner manche Zeit unter freiem Himmel zubringen. So wohnen sie nun schon drei Jahre; und diese Buden-, Hütten-, ja, Zeltwirthschaft hat auf den Charakter der Einwohner entschiedenen Einfluß. Das Entsetzen über jenes ungeheure Ereigniß, die Furcht vor einem ähnlichen treibt sie, der Freuden des Augenblickes mit gutmüthigem Frohsinn zu genießen. Die Sorge vor neuem Unheil ward am einundzwanzigsten April, also ungefähr vor zwanzig Tagen, erneuert; ein merklicher Erdstoß erschütterte den Boden abermals. Man zeigte uns eine kleine Kirche, wo eine Masse Menschen, gerade in dem Augenblick zusammengedrängt, diese Erschütterung empfanden. Einige Personen, die darin gewesen, schienen sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt zu haben." Auch durch eine angenehmere Wohnung wird „das unselige Messina" nicht leidlicher. „Einzig unangenehm ist der Anblick der sogenannten Palazzata, einer sichelförmigen Reihe von wahrhaften Palästen, die, wohl in der Länge einer Viertelstunde, die Rhede einschließen und bezeichnen. Alles waren steinerne, vierstöckige Gebäude, von welchen mehrere Vorderseiten bis aufs Hauptgesims noch völlig stehen, andere bis auf den dritten, zweiten, ersten Stock heruntergebrochen sind, so daß diese ehemalige Prachtreihe nun aufs Widerlichste zahnlückig erscheint und auch durchlöchert; denn

der blaue Himmel scheint beinahe durch alle Fenster. Die inneren eigentlichen Wohnungen sind sämmtlich zusammengestürzt. An diesem seltsamen Phänomen ist Ursache, daß, nach der von Reichen begonnenen architektonischen Prachtanlage, weniger begüterte Nachbarn, mit dem Schein wetteifernd, ihre alten, aus größeren und kleineren Flußgeschieben und vielem Kalk zusammengekneteten Häuser hinter neuen, aus Quaderstücken aufgeführten Vorderseiten versteckten. Jenes an sich schon unsichere Gefüge mußte, von der ungeheuren Erschütterung aufgelöst und zerbröckelt, zusammenstürzen. Daß jene aus Mangel naher Bruchsteine so schlechte Bauart hauptsächlich schuld an dem völligen Ruin der Stadt gewesen, zeigt die Beharrlichkeit solider Gebäude. Der Jesuiten Kollegium und Kirche, von tüchtigen Quadern aufgeführt, stehen noch unverletzt in ihrer anfänglichen Tüchtigkeit. (Daran hat sich Goethe nach vierzig Jahren noch erinnert.) Dem sei aber, wie ihm wolle: Messinas Anblick ist äußerst verdrießlich und erinnert an die Urzeiten, wo Sikaner und Sikuler diesen unruhigen Erdboden verließen und die westliche Küste Siziliens bebauten."

So sah der Dichter, der Naturerforscher neben dem Paradies die Trümmerstätte. Ueber das Wesen des Erdbebens hat der (mit dem Nobelpreis ausgezeichnete) schwedische Physiker Svante Arrhenius in seinem neuen Buch „Das Werden der Welten" Merkenswerthes gesagt. Die Beben vom Frühjahr 1906 (Vesuvgegend und Kalifornien) haben nicht so große Menschenverluste bewirkt wie vorher manche vulkanische Erscheinung. „Der heftigste Ausbruch in neuerer Zeit war der vom sechsundzwanzigsten August 1883, bei dem zwei Drittel der dreiunddreißig Quadratkilometer großen Insel Krakatoa im Ostindischen Archipel in die Luft gesprengt wurden. Obgleich diese Insel unbewohnt war, wurden doch ungefähr vierzigtausend Menschen bei dieser Gelegenheit getötet; hauptsächlich durch die Fluthwelle, die dem Ausbruch folgte und verheerende Ueberschwemmungen in der Umgebung verursachte. Noch furchtbarer war die Zerstörung durch das kalabrische Erdbeben (das aus mehreren Beben bestand) im Februar und März 1783; dabei wurde die Stadt Messina zerstört und die Zahl der umgekommenen Menschen auf etwa Hunderttausend geschätzt. Als Lissabon am ersten November 1755 zerstört wurde, sollen neunzigtausend Menschenleben vernichtet worden sein; zwei Drittel davon durch eine fünf Meter hohe Fluthwelle. Kein Land ist von Erdbeben ganz verschont; doch treten sie in der Ostseegegend und besonders im nördlichen Rußland in ungefährlicher Form auf, weil die Erdrinde hier in langen geologischen Zeiträumen ungestört blieb und nicht gespalten wurde. Die Schweiz, Spanien, Italien, die Balkanhalbinsel und die österreichischen Karstländer

werden oft von Erdbeben heimgesucht: in Deutschland das Vogtland und die mittleren Rheingegenden. Nach der Untersuchung, die das von der British Association geschaffene Komitee vorgenommen hat, kommen die wichtigsten Erdbeben von bestimmten Centren her; meist in Schwärmen. Nach dem Beben kehrt die Erdoberfläche oft nicht in ihre ursprüngliche Lage zurück, sondern gestaltet sich mehr oder minder wellenförmig. So wird berichtet, daß in Market Street, der Hauptstraße von San Franzisko, die Straßenbahngleise nach dem Beben wellig geworden seien. Durch die Verschiebungen und Spaltungen in der Erdrinde wird mancher Flußlauf verändert; alte Quellen versiechen und neue entstehen; oft stürzt das Grundwasser mit großer Heftigkeit hervor, reißt Schlamm und Steine mit sich und überschwemmt weite Gebiete. Durch den Einbruch einer solchen Fluth wurde das alte Olympia in ein Flußsandlager eingebettet, das einen Theil der griechischen Meisterkunstwerke (darunter die berühmte Hermesstatue) vor der Zerstörung bewahrte. Die Fluth ging nachher zurück und die Schätze konnten ausgegraben werden. Die durch das Erdbeben bewirkten gewaltigen Meereswogen bringen furchtbaren Schaden. Beim lissaboner Beben wurde ein Wogenschwall bis an die Westküste Schwedens und Norwegens geworfen. Im Jahr 1510 verschlang eine solche Woge in Konstantinopel 109 Moscheen und 1070 Wohnhäuser. Im Juni 1896 fegte eine dem Erdbeben folgende Welle 7600 Häuser aus der japanischen Stadt Kamaishi hinweg und tötete 27 000 Menschen. Die Fluthwelle des Krakatoa verbreitete sich (1883) über den ganzen Indischen Ozean und ging am Kap der Guten Hoffnung und am Kap Horn vorbei, also rund um die halbe Erde. Im letzten Jahrzehnt hat man eine eigenthümliche Erscheinung genau beobachtet. Die Pole der Erdachse bewegen sich in einer sehr unregelmäßigen Kurve um ihre Mittellage. Diese Bewegung ist sehr unbedeutend; die Abweichung des Nordpols von der Mittellage geht nicht weiter als bis zu etwa 10 m. Man glaubte, wahrzunehmen, daß die Bewegung des Nordpols sich nach heftigem Erdbeben plötzlich verändert, besonders, wenn mehrere Beben rasch auf einander folgen. Das giebt, vielleicht mehr als irgendeine andere Beobachtung, einen Begriff von der Gewalt der Erdbeben, die die ganze schwere Erdmasse aus ihrer Gleichgewichtslage zu rücken vermögen. Daß viele Beben mit vulkanischen Ausbrüchen zusammenhängen, hat das britische Komitee durch den Hinweis auf die Geschichte der Antillen bewiesen. Das gilt aber nicht für die kleinen Erdbeben (deren man jährlich etwa dreißigtausend zählt); auch, wie San Franzisko gezeigt hat, nicht für alle großen. Begründet ist die Annahme, daß Erdbeben oft auf dem Meeresboden, wo er starkes Gefälle hat, durch Rutschungen

von Sediment entstehen, das im Lauf der Zeiten vom Land ins Meer gespült wurde. In San Franzisko wurden die Stadttheile, die auf lockerem, zum Theil aufgefüllten Boden nah beim Hafen lagen, besonders arg verwüstet; die auf den Bergrücken erbauten Quartiere hatten vom Beben viel weniger zu leiden. Am Sichersten war Felsgrund, der Gefahr am Meisten ausgesetzt der durch künstliche Auffüllung gewonnene Boden, der, nach dem Bericht der Kommission, ‚wie halb flüssige Gelee in einer Schale schwankte‘. Die auf tiefliegendem Grund aus Stahl gebauten ‚Wolkenkratzer‘ hatten den festesten Stand; danach kamen die Ziegelhäuser (auf tiefliegendem Grund) mit gut verbundenen und cementirten Mauern; die Holzhäuser litten unter der schlechten Verbindung der Balken. Sizilien und Kalabrien sind besonders oft von schlimmen Erdbeben verwüstet worden. In ziemlich später Zeit hat sich das Tyrrhenische Meer hier gesenkt; und der Meeresboden sinkt noch immer. In der vulkanischen Gegend schneiden, bei der Insel Lipari, fünf Spalten der Erdrinde einander; eine andere Spalte (in Kreisbogenform) war die Ausgangsstelle der kalabrischen Beben von 1783 und 1905. Die Erdkruste verhält sich hier ungefähr wie eine Fensterscheibe, die von einem heftigen Stoß gegen einen Punkt (die Insel Lipari) gesprengt wurde. Vom Stoßpunkt strahlen Bruchlinien aus und die Bruchstücke sind durch bogenförmige Spalten von der umgebenden Erdrinde abgebrochen. Der Aetna liegt auf dem Schnittpunkt der peripheren und einer radialen Spalte. Die Bewegung der Erdstöße scheint die Annahme zu bestätigen, daß die Erdrinde nicht sehr tief hinabreicht und daß das Innerste der Erde gasförmig ist."

Nach dem Gelehrten der Dichter; nach der Beobachtung die Vision.

„Hier stürzt ein Haus zusammen und jagt den Wanderer, die Trümmer weitumherschleudernd, in eine Nebenstraße; hier leckt die Flamme schon, in Dampfwolken blitzend, aus allen Giebeln und treibt ihn schreckenvoll in eine andere; hier wälzt sich, aus seinem Gestade gehoben, der Fluß heran und reißt ihn brüllend in eine dritte. Hier liegt ein Haufe Erschlagener; hier ächzt noch eine Stimme unter dem Schutt; hier schreien Leute von brennenden Dächern herab; hier kämpfen Menschen und Thiere mit den Wellen; hier ist ein muthiger Retter bemüht, zu helfen; hier steht ein Anderer, bleich wie der Tod, und streckt sprachlos zitternde Hände zum Himmel... Man erzählte, wie die Stadt gleich nach der ersten Haupterschütterung von Weibern ganz voll gewesen, die vor den Augen aller Männer niedergekommen seien; wie die Mönche darin mit dem Kruzifix umhergelaufen seien und geschrien hätten, das Ende der Welt sei da. Mitten in diesen gräßlichen Augenblicken, in wel-

chen alle irdischen Güter der Menschen zu Grunde gingen und die ganze Natur erschüttert zu werden drohte, schien der menschliche Geist selbst wie eine schöne Blume aufzugehen. Auf den Feldern, so weit das Auge reichte, sah man Menschen von allen Ständen durcheinanderliegen, Fürsten und Bettler, Matronen und Bäuerinnen, Staatsbeamte und Tagelöhner, Klosterherren und Klosterfrauen einander bemitleiden und Hilfe reichen, von Dem, was sie zur Erhaltung ihres Lebens gerettet haben mochten, freudig mittheilen, als ob das allgemeine Unglück Alles, was ihm entronnen war, zu einer Familie gemacht hätte. Statt der nichtssagenden Unterhaltungen, zu welchen sonst die Welt an den Theetischen den Stoff hergegeben hatte, erzählte man jetzt Beispiele von ungeheuren Thaten; Menschen, die man sonst in der Gesellschaft wenig geachtet hatte, hatten Römergröße gezeigt; Beispiele zu Haufen von Unerschrockenheit, von freudiger Verachtung der Gefahr, von Selbstverleugnung und der göttlichen Aufopferung, von ungesäumter Wegwerfung des Lebens, als ob es, dem nichtswürdigsten Gut gleich, auf dem nächsten Schritt schon wiedergefunden würde. Da nicht Einer war, für den nicht an diesem Tag etwas Rührendes geschehen wäre oder der nicht selbst etwas Großmüthiges gethan hätte, so war der Schmerz in jeder Menschenbrust mit so viel süßer Lust vermischt, daß sich gar nicht angeben ließ, ob die Summe des allgemeinen Wohlseins nicht von der einen Seite um eben so viel gewachsen war, wie sie von der anderen abgenommen hatte.... In der Kirche begann einer der ältesten Chorherren gleich mit Lob, Preis und Dank, daß auf diesem in Trümmern zerfallenden Theil der Welt noch Menschen seien, fähig, zu Gott emporzustammeln. Er schilderte, was auf den Wink des Allmächtigen geschehen war; das Weltgericht kann nicht entsetzlicher sein; und als er das Erdbeben gleichwohl, auf einen Riß, den der Dom erhalten hatte, hinzeigend, nur einen Vorboten davon nannte, lief ein Schauder über die ganze Versammlung. Hierauf kam er im Fluß priesterlicher Beredsamkeit auf die Sittenverderbniß der Stadt; Gräuel, wie Sodom und Gomorrha sie nicht sahen, strafte er an ihr; und nur der unendlichen Langmuth Gottes schrieb er es zu, daß sie noch nicht gänzlich vom Erdboden vertilgt worden sei. Nie schlug aus einem Dom solche Flamme der Inbrunst gen Himmel." (Heinrich von Kleist: „Das Erdbeben in Chili".)

Ekpyrose.

Kein Stöbern hilft; in alten Büchern nicht noch in neuen. Als Surrogat des Erlebten ist Erlesenes hier kaum zu brauchen. Auf dem Weg über den Verstand solche Stimmung nicht zu übertragen; höchstens zu kontroliren.

Nachschaffen kann sie nur der Traum. Gewiß wars immer ungefähr wie, nach der Darstellung des jüngeren Plinius, beim Ausbruch des Vesuvs im Herbst des Jahres 79. Ein mit wildem Wein und anderem Buschwerk bewachsener Vulkan, den man längst verglüht glaubt, öffnet plötzlich den Kratermund, an dessen Rand einst versprengte Leute des Spartakus eine Zufluchtstätte gefunden hatten, speit Feuer und begräbt vier Städte, die sich um seinen Fuß schmiegen. Zuerst wird eine Wolke von ungewöhnlicher Form und Größe sichtbar; einer Riesensichte gleicht sie. Auch die Blitze scheinen gewaltiger, als man sie je sah, und durch die Wirbelwindstöße loht es wie von phantastischen Spielen eines Feuersturmes. „Die Wolke sinkt und bedeckt das Meer. Nun kommt die Asche; spärlich erst; dann wie ein Strom, der den Erdball verwüsten will. Von allen Seiten hört man Geheul. Menschen rufen einander; möchten einander an der Stimme erkennen. Manche flehen, aus Furcht vor dem Tode, den Tod herbei; Viele heben die Hände zu den Göttern; Andere sagen, die Götter seien tot, und sehen die Weissagung erfüllt, die eine ewige Nacht als Weltende verkündet hat. Das blasse Leuchten, das allmählich entsteht, scheint Feuersgefahr anzudrohen, nicht die Wiederkehr des Himmelslichtes hoffen zu lassen. Wer die Asche nicht immer wieder abschüttelt, würde von ihrem Gewicht bald erdrückt. Nach und nach aber weicht nun die Dunkelheit; bleich, wie an einem Tag der Verfinsterung, schleicht die Sonne heran. Das Antlitz der Welt blickt uns verändert an; die Erde trägt eine dicke Aschenkruste, die, wie sonst der Schnee, Alles zudeckt.“ Verzweiflung, Inbrunst, Aufruhr gegen die Götter, die Solches geschehen ließen: so war es wohl immer. Wer aber weiß genau, was während der letzten Lebensminuten im Hirn der Menschen vorging, deren Knochengerüst in der Asche gefunden ward? In dem Schädel des Mannes, der ein Eselchen an die Wand gezeichnet und es, wie ein der Schrift kundiges Wesen, in einem Sinnspruch aufgefordert hatte, seinem Fleiß nachzueifern? Im Bewußtsein des Mädchens, das die sterbende Brust gegen den Erdboden preßt und die erlahmenden Arme breitet, als wolle es ihn liebend umfangen? Vielerlei dünkt uns durch Wissenschaft verbürgt. Daß Pompeji nach wenigen Stunden unter Asche und Steinen lag, deren Schicht sieben oder acht Meter dick war. Daß die meisten Einwohner sich zu retten vermochten und nur ungefähr fünfhundert nach allzu langem Säumen umkamen, weil sie geglaubt hatten, den Steinregen in Kellern und fest verschlossenen Räumen abwarten zu können, und nicht mit dem folgenden Aschenregen rechneten, in dessen Dunst sie erstickten. Daß der Ausbruch nicht, wie Plinius meint, im September, sondern im November erfolgte: denn die Weinlese war vorüber

und das Pechharz schon für die Trankbereitung in die Amphoren gethan (die deshalb nicht in den Kellern gefunden wurden). Manches noch hat die Forschung, der das Unheil das an Anschauunglehre reichste Museum schuf, ans Licht gebracht. Was aber wissen wir vom innersten Erlebniß dieser Menschen?

Nicht viel mehr, als uns das in Asien, Hellas, Germanien gewachsene Mythengebild ahnen läßt. Die Erde wird verwüstet, vom Feuer verzehrt und aus den Trümmern erblüht eine schönere, behaglichere Menschenheimath: Das blieb in den Stunden grauser Kataklysmen der einzige Trost. An diesen Wahn klammert sich die von frommem Schauder gepeitschte Seele und wärmt ihn mit ihrer Brunst, bis er, wie ein Zweig unter der Lenzsonne, trächtig wird. Im Reich der Asen und Einherier reift nicht allen Wünschen Erfüllung. Leid und Brest häufen sich. Noth und Habgier treiben Menschen des selben Blutes zu grausamstem Kampf gegen einander und der Vater fällt den aus seiner Lende gezeugten Sohn. Eine schlechte Welt. Auch der Natur scheint die Kraft zu schwinden. Keine Wärme; die Himmelskörper wie mit undurchlässigem Gewebe verhängt. Nun bebt gar die Erde, Sterne stürzen jäh aus der Höhe, Berggipfel rollen zu Thal und dräuend wälzt sich das Wasser weit über die Küste. Holt es uns in seine Tiefe? Hofft auf die Götter! Nein: flieht sie, deren Macht mit der Sonne erlosch! Flucht ihnen, die Eures Gebetes lachten! So gellts durch das Dunkel. Die Geretteten, die in armsäliger Blöße den Verlust der Nächsten betrauern, träumen bald wieder (wie trügen sie sonst das mühsame Leben?) von neuem Glück; und Priester, die ihren Ansehensrest wahren möchten, sorgen flink für eine tröstende Legende. Die unvollkommene Welt, heißts da, ist freilich dem Untergang geweiht. Drum währt der Winter so lange; sprüht der entfesselte Fenrirwolf aus dem von der Erde bis zum Himmel aufklaffenden Rachen Feuer; vergiftet die Midgardschlange mit Athem und Auswurf das Meer und die Luft; fressen rasende Wölfe den Mond und die Sonne; birst endlich des Himmelsgewölbe. So ward es vorausgesagt; und was Euch ängstete, war nur der Widerhall des Kampfes alter gegen neue Götter. Die Erde verbrennt; doch aus der Asche hebt sich eine schönere, von der Ihr, ohne gesät zu haben, ernten werdet und auf der fortan friedliches Glück herrschen wird. Auf dem Sitz der Asen aber thront nun ein anderer Gott. Von solchem läuternden Weltbrand, aus dessen Flammengestiebe eine junge Welt entbunden wird, haben, wie die Nordgermanen, die Männer der Stoa geträumt, die aus der herakleitischen Physik den Glauben an die allzeugende, allvernichtende Gewalt des Feuers mitbrachten. Hatte in Nord und Süd das Wüthen der Elemente die einbildnerische Kraft bis zu solcher Mythenbildung gestei-

gert? Wir wissens nicht. Erinnern uns aber des Anthropopathismus, der besonders den Südländer einen Vulkan unter seinem von der Laune des Windes bewegten Rauchbusch wie ein lebendes, von Menschenleidenschaft glühendes, durch Gebet und Opfer zu schwichtigendes Wesen scheu anstaunen ließ. „Was in der Bucht von Neapel durch vulkanische Vorgänge bewirkt worden ist, nimmt im Buch Henoch und in fast allen sibyllinischen Prophezeiungen einen ungemein breiten Raum ein. Die großen Ausbrüche und Erdbeben des ersten und des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung sind die einzigen ihrer Art, deren Wirkung auf die Menschengeschichte erkennbar ist. Sie wühlten die Phantasiekräfte auf und weckten, im Bund mit der jüdischen Vorstellung eines nahen Weltendes, den Gedanken an eine Umwälzung, in der die alte Welt für ihre Verbrechen mit dem Tode gestraft werden solle. Iudicare saeculum per ignem. So gefährliche Worte darf man nicht zu oft wiederholen: sonst könnte sich in dem Volk der Wunsch regen, den Inhalt solcher Worte Wirklichkeit werden zu lassen". Das spricht Renan, dem Furcht selten die Schläfe bleicht. Die gefährlichen Worte, auf die sich alle Chiliasten vom Stamm des Papias und viele schwärmende Kommunisten bis in Weitlings Tage berufen konnten, kamen mit größter Resonanz aus dem Munde des Johannes der Offenbarung (die ja erst nach dem Absterben des julisch-klaudischen Caesarenstammes, also um die Zeit heftiger Erderschütterung, entstanden sein kann). Da von dem geheimnißvollen Buch das sechste Siegel gebrochen war, erbebte die Erde und die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack, der Mond roth wie Blut und die Sterne fielen vom Himmel, wie Feigen unter starkem Windstoß vom Baum, und alle Berge und Inseln wurden bewegt. Als dann die sieben Engel die Schalen des göttlichen Zornes ausgegossen haben, bebt, unter Donner und Blitz, die Erde, wie noch nie, seit sie von Menschen bewohnt ist, und die große Stadt spaltet sich in drei Theile. Himmel, Erde und Meer vergehen, Babylon ist nicht mehr und dem Grab der großen Hure entsprießt in Schönheit das neue Jerusalem.

Auch von Einem, der jetzt den Dezemberschrecken in Sizilien oder Kalabrien miterlebt hätte, würden wir genauen Bericht über das Wesentlichste wohl vergebens erwarten. Der Schrecken würde in ihm fortwirken und das Gedächtnißbild trüben. Und Einer von archimedischer Nervenruhe gäbe uns wieder nicht das Maß der Normalstimmung. Er wüßte vielleicht ob der Hauptstoß, der Abertausende zermalmte, steinigte, zerquetschte, verschüttete, wirklich nur dreiundzwanzig Sekunden gedauert hat; vielleicht gar, bis zu welchem Punkt die ungeheure Fluthwoge, die sich aus dem bebenden Meeresgrund hob, das Verderben trug. Zur Seelendurchleuchtung wäre ihm sicher nicht Zeit ge-

blieben. Wer nicht schon von der Freude an der Finderkunst und dem Erfinderdrang tüchtiger Schreiber gesättigt wird, muß sich, ohne bei Ziffern, gethürmten Einzelzügen und Stimmungbildnerei lange zu weilen, mit der traurigen Gewißheit begnügen, daß die Geschichte kaum je ärgeres Unheil gemeldet hat. Und den Psychologenhunger mit der Erinnerung an Plinius oder Lytton-Bulwer stillen. Das Menschlichste haben achtzehn Jahrhunderte ja nicht geändert. Noch immer haust im selben Hirnbezirk der Gott neben der Bestie. Hier trotzt Einer dem dicht über ihm grinsenden Tod, um ein fremdes Kind, das Weib eines Anderen zu retten, und rastet, als er der ersten Gefahr entronnen ist, nicht eine Minute im Dienst der Verwaisten und Wunden. Dort stößt eine halb erstarrte Hand das eigene Töchterchen von der Planke, die kaum ein Leben noch an die bergende Küste zurückträgt. Wie unter dem Finger des Priesters die oblata hostia, so bricht die mit Eisenfarbe bestrichene Tafel, in die das Sittengesetz für alle Ewigkeit geätzt sein sollte. Der Wille zum Leben bleibt; auch der Wille zum Martyrium. Der Mensch wird dem Menschen zum Wolf und zum Samariter. Heldisches sähe das Auge neben viehischem Thun; die edelste Leistung christlicher Ekstase neben Schändung, Raub, feigem Mord. Auf schlechten Geschäftsgang und Krankheit, Mißwachs und und Seuche war man bereitet; nicht darauf, daß ein jähes Zucken des Erdleibes die Frucht einer Lebensarbeit vernichten könne. Diesem blühten in reichem Gehöft drei Kinder; mit der Mutter verröcheln sie nun irgendwo unter stinkenden Leichen und der Einsame sinkt ins bettelnde Krüppelheer. Dieses Weib sah den geliebten Mann von Stein und Stahl zerfetzt, sah den Säugling in den Fluthschwall gerissen und läßt unter dem ergreiften Schopf den Blick von dem trockenen über das nasse Grab zuversichtlicher Hoffnung schweifen. Alle Teufel sind los und alle Engel schwingen sich aus des Herzens tiefsten Schachten. Weltuntergangsstimmung; die nüchterner Verstand auf seinen Gleisen nicht festhalten kann. Die ohne starken Glauben an neue Herrlichkeit, nahe, aber nicht vorstellbar ist. Die Königin der Inseln entthront? „Das Entsetzen über das ungeheure Ereigniß, die Furcht vor einem ähnlichen treibt die Einwohner, der Freuden des Augenblickes mit gutmüthigem Frohsinn zu genießen“, spricht unser Dichter.

Unsinn.

Ein Garten der Menschheit ward verwüstet. Weshalb? Die Teleologie giebt keine ausreichende Antwort. Warum mußten Hunderttausend Leben oder Habe verlieren? Den Frommen bringt auch solche Frage nicht in Verlegenheit. Gott wollte strafen, spricht er; mußte, weil die Sünde all-

zu üppig in diesem Garten wucherte. Und schlug darum Reine und Unreine, die Frömmsten wie die Frevler? Ein göttlicher Wütherich. Reut ihn, wie in Noahs Tagen, wieder, daß er die Menschen gemacht hat, und will er nur Vieh, Vögel und Gewürm fortan leben lassen? Und selbst dieser Rachegott der Genesis schonte Noahs ganze Familie und wollte Sodom schonen, wenn er zehn Gerechte drin fände. Lebten nicht mehr an der kalabrischen und sizilischen Küste, die im Wandel der Zeit Petri sicherstes Revier geblieben ist? Der Aufgeklärte wehrt den Wahn nur mit einem Achselzucken ab. Kann aber auch nach der Mode reden. „Jeder Schulknabe weiß heute, daß die im Ersten Buch Mose beschriebene große Fluth (Sint-Fluot) mit den Sünden der Menschheit nichts zu thun hatte. Bei uns zu Land auch, daß nur ein ganz rückständiger Geist die Elementarkatastrophen für das Werk eines persönlichen Gottes halten und hoffen kann, durch Gebete und Prozessionen diesen Gott umzustimmen. Laset Ihr, daß die Priester die Heiligenbilder aus den Schreinen nahmen und vor dem Volk durch die messinischen Trümmerstraßen trugen? Grausiger Aberglaube. Wir sind modern. Wir wissen, wie ein Erdbeben entsteht und vergeht. Statt Eurer Heiligenbilder haben wir unsere Wissenschaft. Ihr traut den Pfaffen; wir verlassen uns auf den Seismographen. Tadellos. Schon giebts eine Menge seismologischer Stationen; da werden die Erdbeben von Pendeln registrirt, die auf von Uhrwerken getriebene Papierstreifen Linien zeichnen. Liegt die Erde still, so sind die Linien gerade; beim Beben werden sie wellig. Tadellos, sage ich Ihnen. Und da wir erfahren, daß die Erde irgendwo bebt, kann die Gefahr dieses Bebens uns nicht lange mehr schrecken. Die Wissenschaft wird mit allen Uebeln dieser Welt fertig." Hat Franzisko und Messina aber im zwanzigsten Jahrhundert nicht besser zu schützen vermocht als im ersten Pompeji und Herkulaneum. Der Seismograph war eine nützliche Erfindung; nur hilft er gegen das Erdbeben so wenig wie ein Thermometer gegen das Fieber (noch weniger: denn der Erdleib läßt sich weder in feuchte Tücher packen noch mit Chinin füttern). Der Gott, dessen Richtbeil abertausend Unschuldige mäht, wohnt nicht in Wipfelhirnen; und ließ nicht sein allmächtiger Wille die Armen, die er nun strafen will, schuldig werden? Wenn nur Einen aber der Glaube an Gebetswirkung und Heiligenbilder erquickt, soll man diesen Glauben als ein Glück preisen. Die ihn belächeln und sich mit ihrer Wissenschaft brüsten, haben für alten nur neuen Aberglauben eingetauscht und folgen dem Wink ihrer modisch frisirten Pfaffen.

Der Garten wird wieder prangen. Trotz der Gefahr für Leben und Gut. So wars nach 1783; wirds, wenn die Erde ein Weilchen ruhig hinge-

streckt bleibt, nach 1908 werden. Der Sizilianer will und kann auf die Fremdenindustrie, die in der Gegend von Messina blüht, nicht verzichten. Arbeit und Geld wirds freilich kosten; auch wenn die Verwüstung nicht ganz so arg ist, wie erregte Zeitungtemperamente jetzt stöhnen. Um die geängsteten Fremden wieder herbeizulocken (die französische, italienische, österreichische, vielleicht auch die russische Riviera wird den Köder nicht sparen), muß an Bequemlichkeit und gleißender Pracht das Doppelte geleistet werden. Doch Italien ist heute nicht mehr arm, hat den größten Theil seiner Staatsschuldscheine aus dem Ausland zurückgekauft und kann, ohne sich zu entblößen, drei Dutzend Millionen Lire für die Renaissance der Südprovinzen verwenden. Damit ließe sich wenigstens anfangen. Der Gesammtverlust wird, da auch Menschenkraft ihren Marktwerth hat, nicht beträchtlich geringer sein als nach einem verlorenen Krieg. Selbst unter einem Ministerium Fortis müßte das Königreich sich einstweilen still halten; von dieser Seite hat Habsburg fürs Erste also nichts Schlimmes zu fürchten. Die von allen Zungen gerühmte „Solidarität der Kulturmenschheit" wird nicht alles Erwartete leisten. Das grasse Entsetzen hat ihren Puls ein paar Tage lang beschleunigt, als die Nachrichtenfluth den Erdball überschwemmte. (Wie lange mag es gedauert haben, bis über das Beben von 1783 ein halbwegs ausführlicher Bericht ins Weimar Goethes kam? Der Taglöhner in einem Balkandorf hat heute mehr Eindrücke, Aufregungen, Möglichkeiten der Wahrnehmung, Kombination, Vergleichung als noch vor fünfzig Jahren ein Minister oder Millionär in den Hauptstädten Westeuropas. Im Gehirn der dritten Generation muß die Wirkung so künstlich gesteigerten Erlebens fühlbar werden.) Nicht nur Männer, die ihren Namen gern im Tagblatt lesen, rührten sich. Das Mitleid mit so fürchterlicher Noth und das Bewußtsein menschlicher Ohnmacht gegen tellurisches Wüthen rüttelte auch Träge auf. Was aber vermag in solchem Fall Wohlthätigkeit? Wenn der Mensch die mühsam fortgeschleppte Bürde nach freiem Entschluß abwerfen und dem unter noch schwererer Last keuchenden Bruder helfen könnte, wäre Mancher und Manche südwärts geeilt. Bis eine Million zusammen ist, müssen viele Reiche den Beutel weit aufgethan haben. Und was machts schließlich aus, ob die Fremde mit geräuschvoller Anstrengung ein Halbdutzend Millionen aufbringt? Tröstlich ist nur das Gefühl, im Leid nicht allein zu sein und in dem Geschäftsfeind sogar, mit dem man gestern haderte, den der Menschheitfamilie Angehörigen zu erkennen, den Nächstenliebe den Groll rasch vergessen lehrte. Auf das fremde Geld sollte man lieber verzichten; allzu oft riechts nach dem Schwaden vom Jahrmarkt der Eitelkeiten und ward unter Flüchen über den Tributzwang gespendet. „Schon wieder? Das Jahr fängt gut an. Und Italiens

Orden sind ein Bischen entwerthet." Wer sich selbst helfen kann, ist nicht auf Almosen aus der Nachbarn Tasche angewiesen. Der Satz gilt auch für Staaten.

Wenns nach dem König ginge, würde Italiens Noth nur von Italiens Söhnen gelindert. Dieser kaum mittelgroße, für wirksame Repräsentation nicht geschaffene Victor Emanuel hat sich auf schwankem Grund noch fester gezeigt als am Seuchenherd. Ein Mann und ein König; einer von der Art, die auch der Weltwesten gern noch erträgt. Die Sicherheit des Seeweges war noch nicht geprüft: da fuhr er mit seiner Frau schon an die Unheilsküste. Und Beide scheuten weder Strapazen noch Nervenqual. Kletterten über zerborstenes Gestein und aufgeweichte Hügel, trösteten auf der Trümmerstätte und im Spital die Siechen und suchten sich auf bescheidene Weise nützlich zu machen. Ohne Brimborium. Nichts durfte an Hofpomp erinnern. Keine Empfänge und Ehrencompagnien: denn Beamtenschaft und Militär hat jetzt Wichtigeres zu thun. Kein lauter Massengruß: denn nur der Trauer gebührt hier Majestätrecht. Den Schreiern winkte der Kleine im verstaubten, fleckigen Waffenrock ab. Das Unglück hat ein feines Ohr und würde durch jede Dienerhuldigung gröblich beleidigt. Beamte, die, um sich dem Monarchen vorzustellen, von der Flucht zurückkamen, sahen finstere Mienen. Warum waren sie in höchster Noth nicht auf ihrem Posten geblieben? Verläßt den ein Gewissenhafter? Die Meldung ist entbehrlich. Schaden, nicht Nutzen brächte die Anwesenheit des Königs, wenn ihr auch nur eine im Volksdienst verwendbare Minute gewidmet würde. Das darf nicht sein. An die Arbeit! Schafft Transportschiffe, Aerzte, Verbandzeug, Heilmittel, Kalk, Nahrung und Kleidung herbei; organisirt den Rettungdienst straffer; scheucht die zweibeinigen Schakale von den Ruinen, Leichenräuber, Banditen, Frauenschänder. Dafür zu sorgen, ist des Königs Sache; nicht mit Histrionenkünsten Beifall zu erlisten. „Schon die Nähe Eurer Majestät wird das Leid mildern und verdüsterte Seelen erhellen": hatte bei der Abreise des Königs eine zum Wedeln abgerichtete Excellenz gesagt. Und von der Lippe Victor Emanuels die Antwort gehört: „Reden Sie keinen Unsinn!" Eine gewitterhaft erfrischende Grobheit. Des Königs Hand wirkt in dem von ihr Berührten Gnade und Segen, des Königs Huld stillt jeden Schmerz: über diesen Asiatenwahn ist Europa hinaus. Wo feindliche Elementargewalt wüthend getobt hat, ist für den Plunder aus der Putzstube der Theokratien kein Raum. Weil Victor Emanuel allen Hokuspokus barsch abgewehrt hat, sitzt er mit seiner Helene nun warm im Herzen des Volkes. Noch ehe Umberto getötet wurde, schien auf der Apeninhalbinsel das Leben der Monarchie gefährdet. Der Adel verarmt, zum großen Theil deklassirt, das Bürgerthum nach der pariser Mode republikanisch, die Lohnarbeiter in der Stadt von Marxisten, auf dem Land von Anarchisten

geführt. „Wozu brauchen wir noch einen König, der immerhin mehr kostet als ein Präsident im schwarzen Rock? Wenn wir von dem Hoftrödel frei sind, wird auch mit dem Vatikan wieder Friede. Der Papst ist im Lande dann der einzige Souverain (freilich nur auf engem Gebiet), der einzige Fürst, der in einem Machtrecht wohnt; er wird verjährten Anspruch bestatten und sich schnell mit dem Volk verständigen.“ Das Gestirn der Savoyer schien ins letzte Viertel getreten und lächelnd sagten witzige Diplomaten, im Quirinal regire man mit gepackten Koffern. Da stieg Umbertos winziger Sohn mit ungefügem Fuß auf den Thron des redlichen Ahnherrn. Auf gebäumtem Streitroß, wie diesen zweiten Victor Emanuel, sah ihn nie Einer. Langsam und leis aber hat er für sich und für die Brut seiner Montenegrinerin im Volksempfinden ein sicheres Nest gebaut, in dem er auch einen dunklen Winter bequem überdauern könnte. Muthig ist er, bescheiden und emsig. Weiß zu verschwinden, aber auch, wenn Nothwendigkeit es heischt, sichtbar zu werden. Die Nation, deren Wohlstand gemehrt, deren Bündnißfähigkeit gewachsen ist, traut ihm zu, daß er ihr Recht auch in widrigem Drang wahren, ihre Zukunfthoffnung im Sonnenaufgangsbezirk nicht verscherzen wird, und langt nicht mehr nach den billigen Reizen einer anderen Staatsform. Während der Nachfolger Petri, um die Fiktion der Gefangenschaft nicht zu opfern, der Elendsstatt fern bleiben muß und der dezimirten, obdachlos hungernden Heerde nur Segenswünsche schicken kann, ist der König mit seiner Gefährtin in schlichtem Eifer um sie bemüht und dünkt die in demüthiger Menschenliebe Betreuten der bessere Hirt. Ein zu solchem Werk Gesalbter? „Reden Sie keinen Unsinn!“

Parabolisch.

Was durch Jahrtausende fest schien, wie dem Kinderblick das Himmelsgestirn unverrückbar, war ins Wanken gekommen. Von West her hatte sich eine Springfluth über das Land gestürzt und, mit altem, vermoostem Geröll, athmenden und leblosen Besitz der Inselsassen weggeschwemmt. Aus feuchtem, vom Graus irrem Auge starren sie auf die Gruft, in der Erarbeitetes und Erhofftes modert. Regt sichs irgendwo noch im Gestein? Können wir ihm noch Lebendiges entreißen? Und wo finden wir Verwaisten Unterkunft, Sättigung, unserer Nacktheit ein Kleid, unserem Willen zu neuer Mühe ein Werkzeug? Wo in diesem Land verwesender Leiber und versiechender Borne auch nur einen Trank, der die Kehle letzt und den Gaumen nicht widert? In weitem Umkreis hat hastige Gier die Saft spendenden Früchte von den Zweigen gerafft. So, raunt der Versucher, ward für Euch gesorgt. Nicht einmal für die Nothdurft.

Noch regt sichs unter dem Gestein und manches Leben vermöchtet Ihr zu retten, wenn Ihr nicht ohnmächtig wäret. Euer Weib liegt mit gebrochenen Gliedern unter Mauerresten und wärmt mit des Wundfiebers Athem das Neugeborene, das Todesangst ihr zu früh entband. Ein Aelteres wimmert in kaltem, von einem schweren Trümmergehäus eng überdachten Schlamm aus rostiger Brust nach Nahrung. Und würden sie gerettet: wer zimmert Krüppeln ein neues Heim? Wer schafft ihnen ein Feld, von dem mit lahmem Arm noch zu ernten ist? Von frühster Kindheit an habt Ihr gefront, seit Ihr mannbar wurdet, für den Staat gesteuert: und müßt nun sehen, wie mit überlaut hallendem Tritt die Macht über Euch hinwegschreitet; sehen, wie nur für den Reichen, den Günstling die Beute gehäuft ward. Begreift Ihr, weshalb Alles ringsum ins Wanken gerathen mußte? Laßt sinken, was nicht zu halten ist, ins Nichts rollen, was der Vernichtung längst reifte, und schüttelt welke und wurmstichige Frucht von dem Baum, der Euch leben soll. Schaut umher: im ersten Grün steht wieder das Thal. Wollt Ihr, nach solchem Zeichen, auch diesen Frühling versäumen? Greifet kühn zu, sichert den Grund, dessen Unhaltbarkeit Gott selbst, die Priester künden es Euch, die Erdbewohner erkennen lehren wollte, grenzt mit kühner Hand den Bezirk ab, der Euch nähren und herbergen kann: und Ihr haust mit Kind und Kindeskind im verheißenen Reich des Friedens und der Fülle.

Schon reckt sichs mit gekrallten Fingern; möchte den Elementen nachpfuschen und, was gestern felsenfest war, zum Bersten bringen. Da stellt sich ein Knirps vor den klaffenden Rindenriß, legt Wehr und Zier ab und spricht, wie der pompejanische Wandkritzler einst zu seinem Eselchen: „Laßt uns gemeinsam arbeiten!“ Dann: „Wozu hülfe Euch neue Verwüstung? Mit den Priestern bliebet Ihr allein und kein Eisengitter sperrte ihnen den Weg in Euer Gehöft. Wohl war nicht Alles, wie es sein sollte. Wir wollen trachten, daß es besser werde und Jeder eine nach der Menschenmöglichkeit gesicherte Heimstätte habe. Um sie zu schaffen, dürfen wir aber erst nach der Arbeit zur Allerheiligsten Jungfrau beten; nicht mit der Hand, die mit dem Pflugschar das Feld furchen müßte, in trägem Glauben den Rosenkranz betasten. Wurzelloses mag faulen; doch haltet, was haltbar ist. Nicht größer bin ich als Ihr; sehe vielleicht nur weiter: denn Euer Wille, der mir vertraute, hob mich auf Eure Schultern. Landsmann und Wächter will ich Euch sein; dem Aermsten mit dem ernstesten Eifer zu Dienst. Und niemals für meine Menschenschwachheit fordern, was nur übermenschlichem Vermögen gebührt. Besinnt Euch! Ganz leise nur ebbt noch die Erdbewegung.“ Den neuen Bund hat die Treue freier Menschen geknüpft. Und ruhig liegt, nach wilder Zuckung, im Lenzglanz Erde und Meer.

❦

Kaspar Hauser.*)

„Kaspar Hauser war so wenig ein Betrüger, daß vielmehr die Beschreibung seines anfänglichen Zustandes, seiner Aeußerungen, seiner Entwickelung zu einem der unvergleichlich werthvollsten Dokumente der Psychologie zu werden vermochte, dessen Studium Niemand versäumen dürfte. Es ist herzzerreißende, grauenhafte Psychologie, wie sie aber nur möglich ist nach der ungebrochen, unverfälscht, instinktiv sich zeigenden Natur; es ist ganz echte Psychologie." Diese Sätze, die ich in dem Werk Konstantin Brunners „Die Lehre von den Geistigen und vom Volke" fand, widerlegen meines Erachtens die noch heute manchmal vorgebrachte Ansicht von dem Betrügerthum Kaspars. Auch einige Kritiker Wassermanns haben sich zu dieser Ansicht bekannt. Sollten sie nicht mit „bestellter Feder" geschrieben oder ihr Wissen aus trüber Quelle geschöpft haben, dann ist nur noch die Annahme gestattet, daß ihre dichterischen und psychologischen Qualitäten, das Leben Kaspars in seinen dokumentarischen Zeugnissen zu deuten, mangelhaft seien.

Wassermann hat das Leben Kaspars aus historischen Thatsachen zusammengestellt und nach aufgezeichneten Erlebnissen gestaltet. Er hat aktenmäßig getreue und nachprüfbare Begebenheiten zusammengefügt. Dennoch ist es keine Historie geworden, sondern eine Dichtung.

Das Motiv der Trägheit des Herzens als Schuld- und Leidensproblem gefaßt, war auch der centrale Nerv aller früheren Werke Wassermanns. Agathon, der die Religion der Schuldlosigkeit in sich empfangen hat, ist der knabenhafte Prophet einer Welt, die im Argen liegt und deren Sünden man Herzensträgheit nennen mag: das Versagen der Gefühls- und Thatkraft. Die Irrwege Renates, Arnolds Schuld und das Todesgrauen Alexanders sind in diesem Sinn ein seelisches Versagen und Erliegen. Schuld und Leiden sind auch im „Kaspar Hauser" die großen Motive des Dichters. Aber hier sind Schuld und Leiden ein ungeheuerlich Gesteigertes geworden, eine furchtbare symbolhafte Abrechnung. Denn das Leiden eines Kindes ist grauenvoller als jedes andere Leiden, wie die Schuld am Kind furchtbarer ist als jede andere Schuld. Und es handelt sich im „Kaspar Hauser" nicht mehr um die Vergehungen eines Einzelnen, sondern hier ist Schuld als das menschliche Verhängniß gefaßt, dem Jeder erliegt und erliegen muß. „Denn unschuldig ist nur Gott."

„Wirst Du doch immer aufs Neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes! Und wirst sogleich wieder beschädigt, verletzt von innen oder von außen." Goethe, der Greis, beschließt sein moralisches Kosmos „Die Wanderjahre" mit diesem ehrfürchtig-ergriffenen Ausruf, der wie eine Paraphrase von

*) „Kaspar Hauser oder die Trägheit des Herzens." Von Jakob Wassermann. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Hausers Seelengeschichte dasteht. Wie Hauser nach der Einsamkeit seines Thierkerkers auf dem Marktplatz zu Nürnberg „auf die Welt geboren" und nach wenigen Jahren im Schloßgarten zu Ansbach hingemordet wird; wie er in der Spanne dieser kurzen Zeit die Herzensträgheit der Menschen erfährt, die ihn „von innen und außen" beschädigt: Das ist die Gestaltung der Hauserfabel zur kristallhaften Dichtung.

Es ist kein monographischer Roman geworden. Die Idee der Trägheit des Herzens ist in einem Komplex menschlichen Daseins organisirt, in Menschen, die einander fixiren und gleichsam in einem ahnbaren rhythmisch-mathematischen Verhältnis die Stufen des Leidens darstellen, an denen Kaspars Leben hinstürzt. Wie in dem alten Märchenmotiv Glück und Unglück auf die Nebenpersonen vertheilt wird, je nach ihrer Güte und Grausamkeit zum Findling, so ist die Rolle dieser Menschen durch den Antheil, den sie an Kaspars Schicksal nehmen, bedingt; sie sind sozusagen nur Zähler und Kaspar ist der Nenner, der ihren Rang deutet. Ihr Leben ist die Tangente des Ausschnittes, der Kaspars Schicksalskreis durchschneidet. In dem Schwerpunkt der Liebeskraft ist der Kern ihres Wesens erfaßt; es enthüllt sich in Dem, was sie an Kaspar thun. Er löst ihre Kraft und Unkraft aus. Wie sich die Fäden seines Geschickes abspinnen, entwirrt sich ihr Selbst, entblößen sich in Jedem die beschädigten Trümmer des herrlichen Ebenbildes der Gottheit. Was Einer war und ist, leuchtet auf in der Nähe Kaspars und stirbt hin, wie „es stiller und stiller um ihn wird".

„Gut sein ist Alles", steht in einem Brief Agathons, den Renate findet. Gut, nur gut, einfach gut ist der einzige, einfache Schildknecht zu Kaspar. Die Anderen, Alle, die die Macht haben, einzuwirken und Etwas auszurichten, sind, wie die Kannawurf, zu verworrenen Gemüthes; oder sie wollen Etwas für sich von ihm. Sie sehen in ihm das Mittel zu einem Zweck; wollen Etwas durch ihn beweisen und erreichen. Hier ist das moralische Problem in seinem innersten Kern durchdrungen, das Gewebe menschlicher Thaten bis zu dem Punkt durchleuchtet, wo Qual und Schuld ineinandergenäht sind.

Der Professor Daumer liebt Kaspar. Wie ein Vater erquickt er sich im Gemüth an Kaspars Erwachen. Sanft und klug führt er ihn, hilft ihm, stützt ihn, lehrt ihn die Ehrfurcht vor Gott und dessen Werk. Und verläßt ihn dennoch; erträgt es nicht, daß Kaspar wächst und wird der urgeborenen Bestimmung nach. Daumers erhabener Zweck war, „die reine Stimme der Natur aufzufangen", sie vor den Menschen Zeugniß werden zu lassen für das Urphänomen der Seele, das in gemeinen Lebensläufen verkümmert. Aber Kaspar grämt sich nach seiner Mutter; und das Freischwebende, Schicksallose seines Wesens verliert sich immer mehr in Erdenschwere. Das Gezänk um seine Abstammung, um das Geheimniß seines Kerkers heftet sich an ihn und seine

wunderbaren Fähigkeiten mindern sich in dem Grad, wie sein Körper erstarkt und sich den neuen Lebensumständen anpaßt. Es war die Sache einer sentimentalen und romantischen Epoche, sich selbst, seinen Traum, seine Forderung, sein Eigenthum, seine Idee in einem Gegenstand zu lieben, nicht die Realität des Gegenstandes. So läßt der vergrübelte und enttäuschte Daumer den Kaspar sich entgleiten und vergeht sich am Wirklichen, während er ein Höchstes zu gewinnen glaubte.

Gerade entgegengesetzt ist das Verhalten des großen, edlen Feuerbach. Er gibt die Ruhe und die Sicherheit seines Alters hin, um die Tücke aufzudecken, die Kaspar der Rechte seiner Geburt entäußert haben. Seine Leidenschaft für die Gerechtigkeit ist so groß wie seine rastlose und muthige Thatkraft, sein Scharfsinn, seine Klarheit und innere Größe. Aber wie Daumer am Fernsten, Nebelhaften und Ungreifbaren, so geht er am Nächsten zu Grunde. Das Werk scheitert, weil dieser Mann einer unübertrefflichen Intelligenz rührend gebunden ist durch seine Impulse. Ein Polizeileutenant Hickel weiß mit Glück auf diese Impulse zu spekuliren: und ein Feuerbach verliert sich und die Frucht seines Lebens in diesem Vertrauen. Daumer will in Kaspar eine Seelentheorie behaupten, Feuerbach das Genie des Kriminalisten fruchtbar werden lassen. Wenn Diesem die Realität einer unkontrolirten Sympathie verhängnißvoll wurde, so erliegt Jener den Verführungen einer allzu kontrolirten Irrealität.

Der Vornehmheit Daumers und Feuerbachs ist die Verruchtheit der Stanhope und Hickel gegenübergestellt, die im Sold der geheimen Feinde Kaspars stehen und sich als seine Mörder verkauft haben. Aber wie die Guten, die Kaspar begegnen, in einem gefährlichen und bedeutenden Moment versagen, so streift sich wieder von Kaspar zu seinen Feinden ein weißer Lichtstrahl. In dem weltverachtenden, abgestumpften Grafen wird das Gefühl für den Jüngling untrüglich lebendig, beleuchtet sein ausgehöhltes Herz, sein verworfenes Leben, die Niedrigkeit seiner Zustände. Ekel und Selbstverachtung entzünden sich an Kaspars Berührung und treiben ihn zum Selbstmord. Undurchdringlicher ist in Hickel das Chaos. Kaspar selbst kann in ihm kein Gefühl, keine Scham erwecken; aber Frau von Kannawurf, die Kaspar Liebende und von Kaspar Geliebte, erregt in ihm eine durchschütternde Leidenschaft.

Zwischen den Guten und den Bösen stehen die Gestalten des Freiherrn von Tucher und des Lehrers Quandt. Zwei Rechtschaffene und Angesehene, die allem Genialischen Feind sind, zwei Säulen der bürgerlichen Gesellschaft, Vertreter der Vernunft und einer rationalistischen Weltbetrachtung. Das Verstaubte und Unlebendige der übernommenen Grundsätze einer „strammen bürgerlichen" Erziehung enthüllt sich in den ungewollten Fehlern und Grausamkeiten des braven Tucher, die Kaspar Qualen bereiten. Grandios aber steht im Schullehrer Quandt das Spießbürgerthum da in seinem Autoritätwahn, seiner schein-

heiligen Verlogenheit, seinem Kriecherthum nach oben, seiner stumpfen Alltagsbehaglichkeit, der die durchaus nicht ungefährliche Agressivität einer schlauen, lauernden und giftigen Eitelkeit beigesellt ist. Je mehr sich Quandt als nützliches Glied der Gesellschaft fühlt und geberdet, um so mehr gehört er zu ihren Schädlingen. Denn das Gift, das er in Bereitschaft hält, wird immer da seine zersetzende Wirkung zeigen, wo Werthe vorhanden sind, wahrhafte Werthe im schöpferischen, im Lebenssinn. Es ist das Wesen der Quandts, solche Werthe mit einem unheimlichen Spürsinn selbst aus ihrer Verborgenheit hervorzustöbern, um sie unschädlich zu machen. Quandts giebt es auf allen Gebieten des Kulturlebens: in der Wissenschaft, in der Politik, im Zeitungs- und Kunstwesen, in den administrativen und in den pädagogischen Provinzen. Wo es eine feurige, fähige, genialshafte Jugend giebt, da wird der Wachsame stehen und mit sorgenvoller Miene und gerungenen Händen verhindern, daß die Flamme in den Himmel wachse. Und wenn Kasper unter seine Hut kommt, dann wird es Quandts rastlose Aufgabe sein, das „Geheimniß“ Kaspars zu entdecken, seinen Betrug zu entlarven, ihn zum „Geständniß“ zu bringen. Wenn Kaspar ihm zu diesem Lebenstriumph verhelfen würde, könnte er ihn beinahe lieben; und er findet beschwörende, fast aus der Seele kommende Worte, um Kaspar dieses Geständniß zu entlocken. Der tiefste, der metaphysische Punkt in dem Kräftespiel der Dichtung ist vielleicht in dieser Konfrontirung Kaspars mit Quandt erreicht: die Enthüllung Quandts als des großen Spießbürgers liegt darin, des großen Seelenlosen, der als ewiger Antipode und Urfeind Kaspars an ihn nicht glaubt, ihn nicht sieht, ihn nicht fühlt, seine Kraft zu schänden sucht und dem Sterbenden selbst den Tod bezweifelt.

Wenn Quandts Verhältniß zur Welt ohne Ehrfurcht und Phantasie ist, wenn die Welt ihm nur als Mittelchen, seiner Herrschsucht und Eitelkeit zu dienen, Bedeutung hat, als ein Lichtchen, das seinen Glanz schwächt oder aufhellt, so wird das unendliche Gemüth Kaspars dagegen stehen, seine innere Lebendigkeit, die, schöpferisch im Gefühl, im Willen, im Denken, als Urkraft wirkt. Wie es vielleicht Keinen giebt, der nicht in irgendeiner Stunde seines Tiefstandes zum Quandt wird, so hat sich auch noch Jeder im Empfinden mit Kaspar berührt. Denn diese durch vielleicht nie wieder zusammentreffende Lebensumstände in wenige Jahre zusammengepreßte Jugend ist zwar ein Verzerrtes, aber dennoch ein Allgemeingiltiges, in ewige Formen gefaßt, wie die Luft des Glashauses die Pflanzen zugleich glühender und matter, reicher und ärmer heranblühen läßt. Das tausendfach gebrochene, von tausend Stunden vergessene Erleben der keuschesten Kindheit faßt sich in Kaspars innere Erfahrung zusammen, der die Wunder der Welt im Anblick des Sternenhimmels, der blühenden Rose und des spielenden Kindes gewahrt, von den Schauern der Nacht, des Schattens und des Todes durchschüttert, an einem dämmernden

Abend vor einem Spiegel sich selbst sieht, vom Du zum Ich gelangt. Wie dann in diesen zartesten inneren Besitz der Traum von seiner Mutter, von seiner fürstlichen Abstammung sich einzwängt und sich ihm zu einem sanften, unerschütterlichen Stolz festigt: darin liegt die Entwickelung des Kindhaften zum Jünglinghaften; die Entfaltung, das aktive Moment der Leidensgeschichte. Und die jünglinghaften Züge seiner Gestalt haben wieder etwas Mythisches: wie Joseph erfährt er die Umschlingungen einer Potiphar, wie Siegfried die Frage nach seiner Mutter; und stirbt, ohne die Liebe zu kennen, „vor der That", nur in der Bereitschaft zur That. Denn da er das Angebot der Kannawurf zur Flucht in die Schweiz mit der Antwort zurückgewiesen hat: „Weil ich dort nicht hingehöre", so erleidet er nicht kindhaft sein Verhängniß, sondern hat durch inneren Entschluß Antheil daran. Und wenn er innerlich verletzt ward durch Das, was ihm geschah, in Zukunftsträume eingesponnen der Welt und dem Thun verloren ging, gehetzt und in die Enge getrieben, Worte sprechen lernte, von denen seine Seele nichts weiß, so wird diese Festigkeit und Vornehmheit des Entschlusses noch einmal seine Kraft und Reinheit aufleuchten lassen.

Im Dialog von der „Kunst der Erzählung" läßt Wassermann den alten Künstler die Forderung aussprechen, daß im epischen Kunstwerk die Empfindung sich nicht in pathetisch-lyrische Schilderung umsetze, sondern in das Gesetz des Materiales eingehe: Bewegung wird. Nach dieser Forderung wäre der Roman als ein Komplex von Handlungen zu denken, als ein Weltbild im Sinn der Goethe, Cervantes und Balzac. Daß sich „alle Erlebnisse nur nach innen verdichten, alle Verwickelungen nur das Herz betreffen", ist die dagegen gesetzte Devise des jungen Künstlers, dem die Träume der Romantiker leuchten und der Genius Dostojewskijs bestimmend wird. Mir scheint, daß der Stil im „Kaspar Hauser" als die Synthesis dieser einander entgegengestellten Qualitäten aufzufassen ist. Hier ist das Behagliche und breit Ausgesponnene im Erzählerton einer zeichnerischen Linienführung, einer Architektonik der Motive gesellt, die man wegen der Einfachheit, Klarheit und rhythmischen Harmonie des Periodenbaues klassisch nennen mag. Mit starker Eindringlichkeit und Leibhaftigkeit der Darstellung ist das Nürnberg und Ansbach der dreißiger Jahre gestaltet, die Menschen in ihrer örtlichen und zeitlichen Bestimmtheit, dem besonderen Klima des Charakters, der fast unsagbaren Atmosphäre ihres gesellschaftlichen Standes. Nirgends wird diese Atmosphäre des Wirklichen durch eine Gewaltsamkeit der Erfindung, durch die Formen der Rhetorik, der Reflexion oder des Pathos zersetzt; aus der Nothwendigkeit seines Wesens handelt Jeder, bewegt und wird bewegt und ist dem Wirbel innerlich und äußerlich verflochten. Aber während die Gestalten nach außen hin, so zu sagen, körperhaft zusammenhängen, real und gegenständlich vor die Phantasie gestellt werden, sind sie zugleich in einer

tiefen Dämonie und Elementarität des Schaffens aus der Idee geboren, kristallhaft hinschmelzend, der Sphäre des Traumhaften angehörend, zugleich ein Substantielles und ein Verinnerlichtes.

Wilhelm Meister wird in dem Augenblick von seinen Freunden freigesprochen, da er, der eine Frage stellen darf, die richtige stellt: die nach seinem Kind. Das Verhältniß zum Kind, die Frage nach dem Kind reift den Jüngling zum Mann. So ist Wassermanns erstes männlich reifes Buch sein „Kaspar Hauser", das Buch vom Kind-Helden; in seiner tiefen Anmuth entstammt er einer Epoche, die durch ein erstes Manneserlebniß Farbe und Reife erhielt.

Vielleicht zeugt dieses Werk Wassermanns noch immer nicht für ein restloses Gleichgewicht der empfindenden und der organisirenden Kräfte. Denn die hier gebaute Welt steht wie unter einem lastenden Druck, einer Verhängtheit, die an das Gemüth den unstillbaren Jammer Kaspars weitergiebt. In das Geschick des Helden verankert sind alle Schicksale, nicht rund und freischwebend in sich selbst geschlossen, wie in Vanity Fair, in dem das Genie Thackerays die Idee der Trägheit des Herzens in veräußerlichten Motiven zusammenballte. Aber wenn der Engländer in keiner Gestalt die ungeheure Dämonie Dostojewskijs berührt, in der Seelengeschichte nirgends zu den letzten Tiefen dringt, in denen sich das Schicksal Kaspars mit dem des Idioten vergleichen ließe, so mögen wir im „Kaspar Hauser" das Werk erblicken, in dem das Genie des Juden die Werthe des großen Engländers und des großen Russen verschmelzen durfte, um uns ein deutsches Weltbild zu geben, das romantisch ist; denn es ist Herzenskunst.

Wien. Julie Wassermann.

Der Hadji.

Aus den hinterlassenen Papieren eines türkischen Philanthropen.

Der achtzehnte Zilhidjé. Volle sechs Wochen seit meinen letzten Aufzeichnungen. ... Wie die Tage entfliehen! Und es waren wieder Tage voll Mühsal und Gefahren. Habe ich denn auch mein Werk in dieser langen Zeit gefördert? Hier ist die Liste. Nun: im Ganzen darf ich zufrieden sein, trotz Nasim. Morgen wird Lutfi Aga, der Einbrecher, wieder in Freiheit gesetzt. Er wird große Augen machen, wenn er in seine Hütte zurückkehrt. Sein Weib und seine Tochter, die er im größten Elend zurückließ, als man ihn einsperrte, habe ich auf dem Gute Reschid Beys, des Zollinspektors, trefflich untergebracht. Sie haben in dem Harem des Beys leichte Arbeit zu verrichten, werden gut behandelt, gut gefüttert und erhalten obendrein hundert Piaster monatlich. Meint Ihr aber, Reschid, der reiche Geizhals, zahle diese Goldlira aus seinem eigenen Beutel? Eher würde er sich die rechte Hand abhauen. Nein, ich muß sie ihm jeden Monat heimlich zustecken und er giebt sie dann mit der Geberde des Großmuthes der armen Chosra Hanum und ihrem

Töchterchen. Aber mache ich es seit vielen Jahren nicht immer so? Wer zahlt Nahrung und Kleidung den unschuldigen, verlassenen Familien Enwers und Rassims und Fazyls und all der anderen Galgenvögel Stambuls, die ihre Missethaten im Gefängniß verbüßen?

Wie Frevel und Verbrechen um sich fressen! Ich war im Kerker von Galata-Serai und Edhem Bey, der Mutessarif von Pera, führte mich selbst in den Zellen umher ... Gott der Barmherzigkeit! Keine Zelle leer, in mancher fünf bis sechs Insassen. Viele Griechen; viele Armenier; aber auch viele Moslim, Genossen des Heiligen Glaubens, der uns über die anderen Völker der Erde erhebt, der unsere Schwerter schärfte, so daß durch lange Jahrhunderte die Länder der Ungläubigen von den Hufen unserer Schlachtrosse erzitterten und uns unterthan wurden. Mögen die Tage des Ruhmes uns bald wiederkommen! Erleben werde ich es freilich nicht. Seit die Franken, diese Teufel, sich in unsere Angelegenheiten mischen und uns ihre Anschauungen und ihre Einrichtungen aufdrängen, ist die Verderbniß der Sitten bei uns eingezogen und sie erhebt immer dreister ihr Schlangenhaupt und lockt immer mehr Gläubige in ihre Netze; immer mehr füllen sich die Kerker und immer schwieriger und dornenvoller wird das Werk, dem ich mein Leben geweiht habe zum Lobe Allahs (sein Name sei gepriesen).

Wohlthat zu üben, befiehlt eins der heiligsten Gebote Gottes. Wer nicht barmherzig ist gegen den Bedürftigen, wird die Pforten des Paradieses verschlossen finden. Wie ist aber das wahre Wohlthun beschaffen?

Kannst Du, frommer Gläubiger, durch Werke der Menschenliebe alles Elend aus der Welt schaffen? Und besäßest Du alle Schätze Soleimans des Prächtigen, die Reichthümer aller Khalifen von Bagdad, Du könntest nicht genug Krankenhäuser bauen und Asyle für Witwen und Waisen, nicht genug Speisehäuser für die Hungrigen. Und nun erst, wenn Du arm bist an Gütern dieser Welt, wie ich, wenn Du, wie ich thun muß, Dir das Geld zu jedem Werk der Barmherzigkeit durch harte Arbeit erringen mußt, — durch Arbeit voll Mühe und Gefahr?

Viele Tage und Wochen habe ich damit zugebracht, über den Weg nachzudenken, den ich einzuschlagen habe, um Gottes Gebot so zu erfüllen, wie es sein Wille ist; denn damit ist nichts erreicht, daß ich hier und dort einem Hungrigen Brot reiche, auf daß er sich sättige. In schlaflosen Nächten habe ich inbrünstig zu dem höchsten Wesen gefleht, mich zu erleuchten. Wohl habe ich die mühsälige und gefahrvolle Fahrt zu den Heiligen Stätten gemacht, habe am Thor von Mekka den Pilgerchor gesungen zum Preise Gottes, bin siebenmal um die Kaaba gegangen und habe im Minathal dem Andenken Abrahams ein Schlachtthier geopfert; heiße seither Hadji, der Pilger; und habe mich, als ich nach Stambul zurückgekehrt war, noch eifriger als sonst des Wohlthuns beflissen. Aber mein Gewissen war noch nicht befriedigt. Es war, ich fühlte es in meinem Herzen, immer noch nicht der richtige Weg zum Paradies des Propheten (möge Gott ihn segnen und ihm Frieden geben). Was thun?

Endlich erhörte mich Gott; endlich sandte er mir die Erleuchtung. Wie wunderbar sind seine Wege! Eines Ungläubigen, eines Franken hat er sich als Werkzeug zu meiner Erleuchtung bedient. Des einzigen Europäers, mit dem ich überhaupt Umgang pflege; und auch er hat noch die Schwelle meines Hauses nicht betreten, nach dem Wort Mohammeds: Schließet keine enge Freundschaft mit Solchen,

die nicht zu Eurer Religion gehören. Alexandre Lenormant ist es, der zweite Direktor der Osmanenbank in Galata. Ein Tschelebi, ein vornehmer Herr; lebt seit dreißig Jahren in unserer Mitte und hat den Koran studirt; kennt ihn auswendig; kennt die Sunna, unser Buch der Ueberlieferungen, besser als die meisten Mollahs; kennt alle sechs Bücher des Mesnevi, der Bibel der Derwische vom Orden des Jellalu'-d-Din-Rumi. Und ist doch ein Ketzer geblieben. Wer begreift es? Mit Keinem disputire ich so gern über den Geist des Islam, über die Suren, über die religiösen und weltlichen Vorschriften unseres Propheten, über die Erhabenheit des moslimischen Bekenntnisses über die Lehren Abrahams und des Christus. Seit zwanzig Jahren kenne ich ihn, disputire ich mit ihm, zanke ich mit ihm. Denn fast jedesmal endet unsere Disputation damit, daß ich über seine frevle Rede ergrimme und scheltend davonziehe; und zwei Tage später komme ich wieder zu ihm und ärgere mich wieder. Der Ketzer, der Arge! Die Lehre Mohammeds, so sagt der Bösewicht, sei zu drei Vierteln nichts als arabisch verschnörkeltes Judenthum und christliche Pflichtenlehre. „L'islam" (witzelt er), „ce n'est, en verité, que des arabesques juives et chretiennes." Du wirst im Höllenfeuer braten, armer Iskander (antworte ich), bis sich Deine Knochen zu Arabesken krümmen werden! Dann nennt er mich einen verbohrten Alttürken, einen unheilbaren Fanatiker; will nicht begreifen, daß die Alttürken (oder was die Franken so nennen) die wahren Frommen, die einzig wahren Patrioten sind . . . Und doch habe ich ihn gern, diesen fränkischen Ketzer und Bösewicht. Sein klares, blaues Auge, seine Ruhe, seine Gelehrsamkeit im Koran haben es mir angethan. Er schwärmt voll warmer Begeisterung für die große Geschichte meines Volkes, für die Schönheit meines Landes. Und dann hat er, gleich mir, Mitleid mit den Armen und Hilflosen. Allnächtlich füttert er die Straßenhunde, die vor seinem Haus in Taxim lungern; sie kennen ihren Wohlthäter und schmiegen sich an ihn und beschmutzen den Saum seines Rockes; er aber lächelt nur dazu und giebt ihnen Brot und Milch. Jedem Bettler wirft er einen Metallik zu. Ein mir unerklärliches Doppelwesen: ein Mann mit dem Kopf eines Franken und dem Herzen eines Muselmanen.

Mit Iskander, dem Franzosen, habe ich (es sind schon viele Jahre her) über den Gegenstand gesprochen, der mich Tag und Nacht beschäftigte. Wie kann der Unbegüterte Wohlthaten üben, die wirklich Gutes thun, die, wenn auch nur wenigen Menschen, wirkliche, dauernde Hilfe bringen?

Er fragte mich: „Auf welche Art übst Du eigentlich Deine Wohlthätigkeit?"

„Ich gebe, so viel ich habe, den Armen, die sich mir nähern. Von dem bescheidenen Erträgniß aus meinem Grundstück in Top Kapu gebe ich jährlich den größten Theil an fromme Stiftungen ab. In Fällen dringender Noth gehe ich zu meinen Freunden und bitte um ein Scherflein."

„Damit bringst Du aber doch höchstens augenblickliche Hilfe, . . für den Tag."

„Das ist es ja eben," erwiderte ich mit einem Seufzer. „Weißt Du, wie ich es besser machen könnte, Iskander Effendi?"

„Mein lieber Hadji Savfet," antwortete er, „la concentration, le système, c'est le mot. Statt hundert Leuten gelegentlich zehn Para zu geben, gieb täglich zehn Menschen je einen Piaster. Dann werden wenigstens zehn Menschen täglich Brot genug kaufen können, um ihr Leben zu fristen. Zehn Menschen werden, wenn Gott Dich abberuft, zu Deinem Propheten beten, daß er Dich in den Garten der Glückseligen einläßt."

Als ich diese Worte vernahm, fühlte ich, wie mein Herz vor Freude schwoll. Das war die erflehte Erleuchtung. Denn was ließ mir Gott durch diesen Franken sagen? Wenn Du Gutes thun willst, thue es nicht blind uns zieslos, sondern so, daß den Bedrängten auch wirklich Hilfe werde; denn Geld verschenken ist leicht, Noth lindern aber schwer. Ich sagte Iskander innigen Dank und zog davon.

Der Weg von Galata nach Top Kapu ist weit und ich hatte reichlich Zeit, nachzudenken, wie ich meine Gaben in ein nützliches System bringen könne.

Als ich, in tiefe Gedanken versunken, bei dem Griechenkloster Balukli vorübergekommen war, vernahm ich heftiges Weinen. Ich drehte mich um; es war der kleine Ali, der vierzehnjährige Junge Mehmed Emins, des Fruchthändlers, den ich seit Jahren kannte. „Was betrübt Dich, Ali?“ fragte ich.

„Oh, Hadji, schreckliches Unglück hat unser Haus betroffen. Die Zaptiehs haben meinen Vater und meinen Bruder geholt und sie ins Gefängniß geworfen.“

Nur langsam und mit Mühe konnte ich die ganze Unglücksgeschichte aus ihm herausholen. Mehmed Emin hatte einem Nachbar einen kostbaren Ring gestohlen. Hatte die Noth ihn bedrückt? Nein; er besaß kein Vermögen, aber sein Handel warf für ihn und seine Familie genug ab. Die böse Lust war es, sich an den Vergnügungen der Europäer zu ergötzen. Er hatte den Erlös des Ringes in den Cafés Chantants und Spelunken Galatas und Peras verpraßt. Sehet: da sind sie, die gepriesenen fränkischen „Reformen“ und solchen Einfluß haben sie auf unser Volk! Was wußten unsere sittenreinen Eltern von den Cafés Scheitans, des Teufels? Aber nicht genug an diesem Elend, dieser Schmach, hatte der Unselige (wie es in solchen Fällen ja immer geschieht) seine Familie von Allem entblößt zurückgelassen. Zwei Jahre sollte er im Michter-Hane schmachten; sein Weib, seine Kinder hatten kaum Geld, um zwei Tage zu leben. Als das wenige Brot verzehrt war und der Hunger immer grimmiger nagte, ergriff den ältesten Sohn Mehmeds, den zwanzigjährigen Ghani, die Verzweiflung: er brach in den Laden des griechischen Bakal Sakellides ein und stahl Brot und Butter und Reis. Auch er kam in den Kerker und das Elend der Familie war fürchterlich.

Ich gab dem schluchzenden Ali einen Beschlik und sagte ihm, ich würde nachmittags kommen, um mich nach der Familie umzusehen.

Mein Entschluß stand fest. Gott hatte den kleinen Ali auf meinen Weg gesandt, um mir einen neuen Fingerzeig zu geben.

Ich ging am nächsten Tag zu Iskander und erzählte ihm den Fall des Fruchthändlers Mehmed Emin und seines Sohnes Ghani. Ich sagte: „Siehe, mein Freund, Frevel und Missethat nehmen täglich überhand und gebären gar häufig neue Verbrechen. Ich habe beschlossen, Deinen Rath zu befolgen und streng nach dem Grundsatz einer vernünftigen Konzentration zu handeln: ich werde mich der Frauen und Kinder von Sträflingen annehmen, bis Diese wieder frei sind und für die Ihrigen wieder Brot verdienen können. Den Frevlern aber werde ich ins Gewissen reden und helfen, auf den Pfad der Rechtschaffenheit zurückzukehren.“

Aus den schönen blauen Augen des Franken schoß ein Strahl herzlicher Zustimmung. Er drückte mir fest die Hand und ich ging beglückt meines Weges.

Das war vor zwölf Jahren. Mir war vergönnt, in dieser Zeit in dem Wirkungskreis, den Gott mir angewiesen, viel Gutes zu vollbringen. Vielen Unglücklichen, Angehörigen bestrafter Gesetzesverächter, habe ich Trost und Rettung

gebracht; viele Missethäter durch Zuspruch und Mahnung der ehrlichen Arbeit zurückgewonnen; auch viele Missethaten verhindert. Und in dem Maß, in dem meine Erfolge auf dem Feld der Wohlthat sich mehrten, hat sich (ich sage es mit Stolz) auch mein Ansehen gemehrt. Wenn Hadji Savfet durch die Straßen Stambuls schreitet, giebt es nur Wenige, die ihn nicht kennen, die nicht mit tief geschwungenem Arm ihm den Gruß entbieten. Doch ziemt mir nicht, mich Dessen allzu laut zu rühmen; denn, so steht es in der fünften Sure geschrieben, Stolze und Hochmüthige liebt Gott nicht. Wozu sollte ich auch hochmüthig sein auf Erden? Mir wird im anderen Leben gelohnt werden.

Frevel und Verbrechen haben in diesen zwölf Jahren gewiß nicht abgenommen; leider! Die Zeitungen sind angefüllt mit Klagen über die zunehmende Verderbniß. Heute ist im „Sabah" zu lesen, daß im letzten Monat in Stambul allein vierzehn größere Einbrüche verübt wurden. Das stimmt. Ich muß es am Besten wissen. „Alles deutet darauf hin," heißt es im „Sabah", „daß sämmtliche Einbrüche von dem selben Diebe herrühren, der mit unglaublicher Geschicklichkeit zu Werke geht. Auch viele in früherer Zeit verübte Diebstähle und Einbrüche weisen auf ihn hin, denn er hat eine besondere Art, in die Häuser einzudringen. Keine Spur verräth ihn. Er ist unzweifelhaft der gewandteste Dieb im ganzen Land. Besonders auffällig ist an ihm, daß er immer nur Griechen, Armenier, Spaniolen oder Europäer bestiehlt; nie schädigt er einen Moslim."

Wenn die Leute wüßten, daß ich dieser Dieb bin!

Ja, ich. Hadji Savfet, der Fromme, der Mekkapilger, der Menschenfreund, der von Tausenden verehrte Wohlthäter: er ist es, den die Zeitungen den geschicktesten Dieb im ganzen Lande nennen. Und mit Recht. Ich habe mich im Stehlen ausgebildet, wie man eine köstliche Kunst erlernt, mit Eifer und Ausdauer.

Meine Freunde! Wenn diese Blätter in Eure Hände gelangen, ruhen meine Gebeine längst unter den Cypressen von Skutari; ich werde Eurem Lob und Tadel entrückt sein, Eurer Verehrung und Verachtung. Ich werde nicht mehr sehen, ob Ihr, wenn Ihr mein Bekenntniß leset, mir im innersten Herzen zustimmen, ob Ihr Mitleid mit mir fühlen oder ob Ihr Euch Bart und Haare raufen und ausrufen werdet: Wie, auch er, dieser Gottesmann, dieser Liebling des Propheten, auch er war ein Frevler, ein Verbrecher! Ich aber sehe voll fester und freudiger Zuversicht dem Richterspruch des Höchsten entgegen. Denn er hat durch seinen Propheten uns Gläubigen verkünden lassen: Bei allen Handlungen kommt es ganz allein auf die Absicht an; die gute Absicht wird belohnt, die böse bestraft. Nun, welche Absicht hat mich veranlaßt, alle die Jahre hindurch die Ungläubigen zu bestehlen? Habe ich den Gewinn verwendet, um mich zu bereichern? Nein, denn ich bin heute ärmer als je. Habe ich das Geld verpraßt in den Armen der Lust, in den Tempeln Satans? Gewiß nicht, denn Weib und Spiel sind mir fremd. Habe ich mit dem gestohlenen Geld geschlemmt und meinen Bauch verwöhnt? Nein, denn ich habe nie aufgehört, von Pilaw und Dolma und trockenem Brot zu leben; nur an festlichen Tagen hat meine Tischplatte Lammbraten und Börek getragen. Was habe ich mit dem gestohlenen Gelde gethan?

Ich habe es den Armen und Aermsten gegeben.

Ich habe es den Unglücklichen gegeben, deren Gatten oder Väter sich aus Lust am Bösen, aus Gier nach Gewinn an fremdem Eigenthume vergriffen haben;

den Unglücklichen, die nackt, hungernd und frierend nach Hilfe schrien. Ich habe es den Sündern gegeben, damit sie im Stande seien, einen neuen Lebenswandel zu beginnen und den Pfad des Verbrechens zu meiden.

O Gott, König aller Königreiche! Bei Dir sind die Schlüssel alles Ungesehenen; Niemand kennt es außer Dir. Du nimmst uns zu Dir und Du weißt, was wir gethan und gedacht haben in unseren Herzen. Zu Dir werden wir zurückkehren und Du wirst uns sagen, ob wir recht gehandelt haben. Denn Du bist immer mit uns, und was immer wir thun, erblickest Du.

Gepriesen ist er, in dessen Hand das Königreich ist; der die Macht hat über Alle; der das Leben und den Tod geschaffen hat und uns prüft, auf daß er sehe, wer von uns Gutes thut. Er ist allmächtig und ist immer bereit, zu verzeihen.

Du bist der barmherzige Gott der Gläubigen und der zürnende Gott Derer, die anderen Glaubens sind. Denn in dem Heiligen Buch steht geschrieben: Wenn Ihr Ungläubige treffet, so tötet sie und schlaget ihre Köpfe ab; Das ist die Strafe Derer, die nicht glauben.

Vor ungefähr zwei Jahren besuchte ich das Haus Nasims des Lahmen, der wegen Diebstahls im Gefängniß saß. Ich hörte, wie die Frau im Haremlik weinte und klagte; ich ließ ihren Sohn rufen und gab ihm Geld. Er sagte mir, sein Vater werde in drei Tagen aus dem Kerker entlassen werden; ich nahm mir vor, ihm ins Gewissen zu reden, damit er Reue empfinde. Er ist nur leichtsinnig, sein Herz ist nicht verdorben, denn er hängt mit großer Liebe an Weib und Kindern. Aber er ist kein Freund der Arbeit. Dabei ein heller, anschlägiger Kopf; war nie außerhalb Konstantinopels (sein kurzer Besuch in Eski-schehr bei seinen Verwandten zählt nicht mit) und spricht doch Griechisch und Französisch fast eben so geläufig wie Türkisch; auch ein Wenig Armenisch. Wäre er nicht so träg, er könnte trotz seinem lahmen Bein einen schönen Posten bekleiden und auf ehrliche Weise viel Geld verdienen. Als ich nachsann, wie ich ihm, nachdem er das Gefängniß verlassen haben würde, passende Beschäftigung verschaffen könnte, fiel mir mit einem Male mein fränkischer Freund ein. Kurz entschlossen, ging ich nach Galata in die Osmanenbank und trug Iskander mein Ansuchen vor. „Er wird sich gewiß bessern", fügte ich hinzu. „Natürlich muß er unter strenger Aufsicht sein und darf kein Geld in die Hände bekommen. Sogar sein Monatslohn darf ihm nicht direkt ausbezahlt werden. Ich werde seinen Lohn an jedem Ersten abheben und für die Bedürfnisse der Familie sorgen."

Iskander willigte ein; er wollte ihn aber nicht in der Centrale zu Galata anstellen, sondern in einer der Filialen in Anatolien, wo man von Nasims Fehltritt und Haft nichts wußte. Dann sprachen wir von anderen Dingen.

Mich fesselt das vielgestaltige und geschäftige Getriebe, das sich stets vor den Schaltern der Bank abspielt, sehr. Stunden lang könnte ich dem Gewirr von sechs oder sieben Sprachen zuhören, in denen die Kunden auf die Beamten einreden; Stunden lang mich an der Buntheit der Menge ergötzen, die in den Gängen und vor den Kassen auf- und abwogt. Auch als ich jetzt mit Iskander plauderte, ließ ich meine Augen über die Schaar der Kommenden und Gehenden hinschweifen. Ein alter Albanese in der Tracht seines Landes erregte meine Aufmerksamkeit. Er ging auf den mittelsten Schalter zu und reichte dem Beamten schweigend ein Lederbeutelchen hin. Der Beamte strich, auch ohne ein Wort zu reden,

ein schon bereitstehendes Häufchen Gold in den Beutel und reichte diesen, nebst einem Blatt Papier, dem Alten; der Albanese schrieb seinen Namen auf das Papier, gab es dem Beamten zurück und verließ den Schalter mit stummem Kopfnicken.

„Wer ist Das?" frug ich.

„Das ist Panteli Natscho, der Schkipetar. Er hatte früher eine Anstellung in der Hofküche im Yildiz; vor neun Jahren starb seine Frau und seitdem lebt er zurückgezogen in seinem Häuschen in Ters-Hane, zehn Minuten vom Marine-Arsenal. Er bezieht eine Pension, die er am Vierzehnten jedes Monats bei uns abhebt. Er kommt immer zur selben Stunde und die Beamten halten immer schon die Goldstücke für ihn bereit. Du wirst gesehen haben: ein Sonderling."

„Ja, sein Gebahren ist mir aufgefallen."

„Seit dem Tod seiner Frau soll er etwas wirr sein. Dazu kommt, daß er, wie alle Albanesen, sehr abergläubig ist. Die Leute erzählen, daß er in seinem Haus die absonderlichsten Sachen treibe. Er beschwört den ‚bösen Blick' mit allerlei krausen Zauberformeln, betet zu den Naturkräften, will Hexen bannen und hält sich drei Eulen als ‚Hausgeister'. Sein Diener Janku, mit dem er haust, ist noch älter und verrückter als er. Beide stinken vor Geiz."

Ich wurde nachdenklich. Ein christlicher Albanese, offenbar wohlhabend (denn da er so geizig war, mußte er eine hübsche Summe erspart haben), wahrscheinlich ohne Schutz in seiner abgelegenen Hütte. Wenn er seine Goldstücke nur nicht irgendwo im Erdboden verscharrt hat . . . Es lohnt immerhin einen Versuch.

„Du mußt mich jetzt entschuldigen", sagte Lenormant; „ich werde gerufen."

Ich ging. In der Richtung nach Ters-Hane. Bei Asab Kapu, am Goldenen Horn, sah ich den alten Albanesen gehen. Ich folgte ihm vorsichtig.

In den nächsten drei Tagen gelang es mir, die Umgebung des Hauses Natschos, die Lage seiner Zimmer, seine Lebensgewohnheiten und Alles, was ich sonst wissen wollte, auszukundschaften. In der Nacht des vierten Tages stand ich mit meinen Werkzeugen lauernd hinter einem Gebüsch, keine zehn Schritte von der Rückseite des Hauses entfernt.

Während ich so auf meine Gelegenheit wartete, überlegte ich mir, mit welchen Worten ich wohl den lahmen Nasim ermahnen würde, vom Diebstahl zu lassen und wieder ein ehrlicher Mensch zu werden. Dann glättete ich das steife Papier, das ich mitgebracht hatte, und langte nach der Siruppflasche in meiner Hosentasche. Steifes Papier und Sirup führe ich immer bei mir, wenn ich in fremde Wohnungen einbreche. Man kann mit dem Papier, nachdem es dick mit Sirup bestrichen ist, die Fensterscheiben geräuschlos eindrücken. Die Glassplitter bleiben am Sirup haften. Ich habe große Geschicklichkeit im Gebrauch dieser Mittel erlangt.

Als ich eben das Papier bestreichen wollte, hörte ich ein Geräusch. Es war sehr dunkel, doch konnte ich die Umrisse eines Menschen unterscheiden, der vor dem Fenster dicht neben der Eingangsthüre stand und dort herumhantirte.

Ich schlich vorsichtig näher. Der Mann versuchte, mit einem scharfgeschliffenen Gegenstande die Fensterscheibe auszuschneiden.

„Räuber! Elender!" rief ich, erbost darüber, daß er mir zuvorgekommen war.

Der Mann schrie auf und drehte sich um. Es war Nasim, der Lahme.

Ich erschrak erst, faßte mich aber bald; denn nichts konnte ihm meine Ab-

sicht verrathen. Papier und Sirupflasche hatte ich im Gebüsch zurückgelassen. Er mußte glauben, ich sei zufällig des Weges gekommen.

„Schämst Du Dich nicht?" fuhr ich ihn an. „Kaum wieder in Freiheit: und Du wandelst abermals die Pfade des Verbrechens? Wie kommst Du hierher?"

Er beichtete. Stavro, ein griechischer Diener der Osmanenbank, hatte ihn auf den alten Schkipetaren aufmerksam gemacht, der sich jeden Monat Geld von der Bank holt. Da kam Nasim auf den Gedanken, ihm sein Geld abzunehmen.

Dann bettelte er kniefällig um Gnade. Während er sich jammernd zu meinen Füßen wand, kam mir ein Gedanke. Ich hatte eine lange und ernste Unterredung mit Nasim. Den Behörden habe ich ihn nicht ausgeliefert.

Er wurde in Brussa bei der Osmanenbank angestellt. Von seinem Monatslohn erhielt er stets nur den dritten Theil, also nicht mehr als sechsundvierzig Francs. Das Uebrige verwendete ich zum Besten seiner Familie. Er ist ein ehrlicher Mensch geworden und auch ein frommer Mensch; denn er schickt mir, seit er bei der Bank angestellt ist, jeden Monat ein paar Hundert Francs zur Vertheilung unter meine Armen.

Gestern sagte mir Iskander: „Ich werde Deinen Schützling anderswohin versetzen müssen. Wir wechseln das ganze Personal von Brussa. Den Chef der Filiale haben wir entlassen. Seit zwei Jahren wird unsere dortige Kasse auf geheimnißvolle Art beraubt; wir haben die Polizei benachrichtigt, haben Wachen aufgestellt, aber es hat uns nicht genützt. Der Chef lebte, wie wir erfahren haben, über seine Verhältnisse und ist ein Kartenspieler. Auch war er der Einzige, der die Kassenschlüssel hatte. Da er aber ohne Zweifel einen Helfer hatte, so haben wir die übrigen Beamten in andere Filialen versetzt."

„Und Nasim?" fragte ich.

Iskander sah mich (so schien mir) forschend an. „Mit ihm sind wir zufrieden. Er ist fleißig und ... und ehrlich. Er kommt in unser Verrechnungbureau nach Stambul."

„Hoffentlich kommt ihm dort kein Geld in die Finger. Ich meine nur ... Es ist immerhin besser, ihn nicht der Versuchung auszusetzen."

„Sei unbesorgt. Im ganzen Bureau cirkuliren keine zwei Piaster. Eine Kasse giebt es dort überhaupt nicht. Nur Kontobücher und Rechnungformulare." Wieder schien mir, als sehe Iskander mich seltsam an.

Hat er Nasim absichtlich in dieses Bureau versetzt? .. Einerlei. Meine Armen verlieren jetzt acht bis zehn Pfund monatlich. Ich werde öfter „ausgehen" müssen, um den Verlust zu decken, so Gott mir die Kraft giebt ...

— —

Dies war Hadji Savfets letzte Aufzeichnung. Er hat wahrscheinlich gefühlt, daß sein Ende herannahe, und darum hat sich wohl seine letzte Niederschrift unwillkürlich zu einem feierlichen Bekenntniß gestaltet. Er ist auch bald danach gestorben und unter ganz außergewöhnlichen Kundgebungen der Trauer zu Grabe getragen worden. Aber sein Geist lebt noch, der Geist des Alttürkenthumes mit allen seinen Vorzügen und Schwächen; und er durchdringt das osmanische Staatswesen mit stärkerem Athem, als man im Abendland ahnt.

Karl Adolf Bratter.

Polyandrie.*)

Daß bei sehr sinnlich veranlagten Frauen gerade so wie bei Männern ab und zu das Bedürfniß des Wechsels sich geltend macht, ist selbstverständlich. Die gegentheilige Ansicht beruht nur auf Postulaten der gesellschaftlichen Moral: weil der Wechsel für die Frau und das Familienglück, namentlich auch mit Rücksicht auf die Sicherung der ehelichen Nachkommenschaft, gefährlicher ist als beim Mann, darum macht man den Wunsch zum Vater des Gedankens und vindizirt den guten Weiblein eine von der männlichen prinzipiell abweichende Begehrlichkeit.

Nun, gewiß hat die Frau nicht blos in Folge ihrer sozialen Verantwortlichkeit, sondern auch ihres Naturells einige Schutzvorrichtungen gegen die sogenannte Untreue vor dem Manne voraus; dafür aber arbeitet in der geschlechtlichen Frauenseele die Kupidität mit unbewußter und darum stärkerer Folgerichtigkeit. Während der Mann, namentlich im freien Leben der Großstadt, schon in jungen Jahren seine auf erotischen Wechsel gerichteten Wünsche verhältnißmäßig leicht befriedigen kann (die Starken unter uns haben mit fünfundzwanzig Jahren schon zehn verschiedene Weiber „gehabt", manche aber auch fünfzig und mehr), wird die gebildete, sozial eingehegte Frau in jenem Alter vielleicht erst beginnen, die Summation der zahlreichen Reizungen als Faktor in ihrem Geschlechtsleben so zu empfinden, sich ihrer so bewußt zu werden, daß das Verlangen nach dem „Anderen" feste Gestalt annimmt. Dann allerdings in einer so temperamentvollen Weise, daß Gatte, Vettern, Basen und Freunde verblüfft ausrufen: „Wer hätte ihr Das zugetraut!"

Doch in der sehr großen Mehrzahl dieser Fälle handelt es sich gar nicht um „reine" Polyandrie, also um gleichzeitige Liebe zu verschiedenen Männern, sondern um die Ersetzung einer verblaßten, vielleicht schon erstorbenen Liebe durch eine neue. Dies hängt mit dem Wesen der weiblichen Durchschnittspsyche zusammen, die sich ganz und leidenschaftlich, ungetheilt dem einzigen Mann widmet, gar keinen Raum für einen zweiten hat, eben weil sie weiblich ist. Der starke, große und weitherzige Mann hat nicht blos in seinem intellektuellen Horizont Raum für Interessen der verschiedensten Art: auch seine erotische Expansionkraft ist eine viel größere, mehr differenzirte als beim Weibe, obwohl ihm vielleicht die Innigkeit und Tiefe der weiblichen Hingebung fehlt. Schon aus dieser Erwägung verstehen wir, warum die Gleichzeitigkeit verschiedener Geliebter bei der Frau seltener vorkommt als beim Mann, der die Polygamie sogar zur sozialen Einrichtung gemacht hat und auch dort, wo diese gesetzlich verboten ist, sehr häufig der Doppelliebe seinen Tribut zollt.

Bei der Frau kommt noch hinzu, daß sie selbst in Fällen ursprünglich „rein" polyandrischer Neigung durch die Verhältnisse und insbesondere durch die Eifer-

---

*) Ein Fragment aus dem vierten Band der „Kleinen Schriften", den Herr Dr. Hirth, unter dem Titel „Wege zur Heimath", wie die früheren Bände in seinem Verlag der münchener „Jugend" erscheinen läßt. Reich und vielseitig wie der Band, in dem so ziemlich von allen Dingen des Himmels und der Erde geredet wird, ist der Autor, der sich mit dem Formenschatz und der Physiologie der Kunst eben so eifrig beschäftigt wie mit Politik, Kultur, Erziehung, Sittlichkeit und, mit siebenundsechzig Jahren, die volle Frische tollkühner, vor keiner Frage bang oder prude zögernder Jugend sich erhalten hat.

sucht und den Ehrgeiz des Gatten und der Familie gezwungen wird, bei den monogamen Gepflogenheiten zu bleiben. In einem Staatswesen, dessen Gesetze und Sitten vom Manne bestimmt werden, muß Das, „worüber kein Mann hinweg kann", naturgemäß verpönt sein. Man darf es daher schon als eine weitgehende Emanzipation der Frau ansehen, daß ihr unter Umständen die Wahl zwischen zwei Männern freisteht.

Und doch kommt es oft genug vor, daß Frauen sogar in streng religiöser, freilich mehr in katholischer als protestantischer Umgebung ihre polygamen Gelüste durchsetzen: eine Thatsache von größtem reinmenschlichem und anthropologischem Interesse. Nur wird man, um solche Fälle zur wissenschaftlichen Ergründung der Frauenseele verwerthen zu können, überall die etwa mitschwingende Prostitution (Das heißt: die Hingebung aus nicht erotischem Interesse) ausscheiden müssen. Denn sobald die in Betracht kommende Frau, sei es als Frau, sei es als Gattin oder Geliebte, das offizielle Liebesverhältniß mit nicht ganz von Herzen kommenden Zärtlichkeiten abspeist, kann eben von reiner Polyandrie keine Rede sein.

Diejenigen, welche an das Vorkommen der gleichzeitigen Mehrmännerliebe nicht glauben (und zu ihnen gehören fast alle erotischen Schriftsteller, Dichter und Romanciers, aber auch Aerzte und Psychologen), sind selbstverständlich geneigt, auch in allen äußerlich zweifellosen Fällen versteckte Prostitution zu vermuthen. Sie gehen von der für uns Männer schmeichelhaften Vorstellung aus, daß das weibliche Herz oder vielmehr Gehirn nur einen Mann auf einmal zu „fassen" vermöge, und erklären das Fortglimmen der alten Liebe neben einer neuen aus der von Goethe konstatirten Thatsache, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann. Dann allerdings wäre die alte Liebe eine Art unbewußter Prostitution, wenn auch im anständigsten Licht. Daß solche Fälle sehr häufig sind, in denen nämlich trotz einer heftigen Leidenschaft der geschlechtliche Verkehr mit dem Mann der alten Liebe nur aus Gewohnheit schwunghaft fortgesetzt wird, wobei vielleicht Pflichtgefühle und Dankbarkeit mitsprechen: Das muß sicherlich zugegeben werden.

Aber nicht um diese Pseudofälle handelt es sich, sondern um die Frage der Doppelleidenschaft. Beim Manne wird ihr Vorkommen zugegeben, bei der Frau nicht. Ich finde darin eine Herabsetzung der weiblichen Kapazität. Denn wenn auch die Doppelliebe bei den Frauen die seltene Ausnahme bildet, so kann ich doch in der Verneinung der Möglichkeit ihres Vorkommens nur eine Geringschätzung der weiblichen Psyche erblicken. Warum soll der Frau auf dem Gebiete der Liebe die männliche Expansionsfähigkeit abgesprochen werden, die sie auf allen anderen Gebieten geistiger und seelischer Entfaltung, in Wissenschaft und Dichtung bewiesen hat? Muß die Frau, deren Herz und Sinne von einer neuen Leidenschaft entflammt wurden, treulos oder auch nur untreu gegen ihre alte Liebe sein, treulos gegen den Mann, der als Gott in ihren Bannkreis getreten war, der zugleich Pol und Leuchte ihres Daseins bildet?

Die Bejahung dieser Frage scheint mir eine große Ungerechtigkeit gegen die Frau einzuschließen. Wer so über sie urtheilt, macht den Leichtsinn zum Vater ihrer Gedanken. Oder ist es nicht leichtsinnig und flatterhaft, wenn sie, von neuer Gluth entfacht, den ganzen großen Schatz ihres alten Liebesbesitzes im Stich läßt? Wenn der Bauch das Herz über Bord wirft? Das ist wirkliches Puppenheim,

Kinderstube, Töchterpension at, Spatzengehirn. So natürlich es ist, daß eine temperamentvolle Frau im Lauf der Jahre sich in mehrere Männer verliebt, so ekelhaft ist es, wenn sie dabei jedesmal die Contenance verliert, mit jedem durchgehen und Kinder zeugen will, ihr Refugium aufgiebt. Das ist leichte Waare, um die es nicht schade ist, wenn sie beim ersten Wolkenbruch fortgeschwemmt wird.

Unbedingte Voraussetzung der wirklichen Doppelliebe bei der Frau ist selbstverständlich eine ungewöhnlich starke Sinnlichkeit; mit lediglich freundschaftlichen Sympathien, auf „platonische" Weise zwei liebebedürftigen Männern oder einem von beiden gerecht zu werden, ist kein Kunststück. Die doppelt liebende Frau muß wirklich „zwei Eisen im Feuer" haben, ohne daß dieses Feuer der Weißgluth des einen oder des anderen Stahles Eintrag thut. Aber auch eine nur auf roher Sinnlichkeit beruhende Hingebung an verschiedene Männer könnte niemals als „reiner" Fall von Doppelliebe angesehen werden. Denn Liebe ist ohne tiefgehende Zuneigung nicht denkbar. Die wahre, reine Doppelliebe ist eben bei der Frau ein seltenes Phänomen, über das selbst der vornehm denkende Mann nicht zu erröthen brauchte, während ihm jede bloß fleischliche Eheirrung der Gattin als etwas Widerliches, den ewigen Bund der Liebe Entwürdigendes erscheinen muß.

Wegen der Kasuistik müßte man sich vor Allem an die liebenswürdigen Etalonnettes*) selbst halten, dann aber auch an ihre Minneritter und Hahnreie, die es wohl wissen können. Ich glaube, daß jeder erfahrene Don Juan von Frauen geliebt worden ist, die für ihren ständigen „Mann", ihren „Róm", eine tiefere Zuneigung als für den neuen Geliebten hatten. Für sieggewohnte Liebeskünstler, die mit jedem großen Erfolg auch einer glücklichen Ehe den Todesstoß versetzt zu haben wähnen, ist die Entdeckung der Ueberlegenheit des Gehörnten eine bittere Enttäuschung. Paul Bourget, einer der erfahrensten Erotiker, gerade weil er seine Studien in katholische Kunden und mit rechtgläubigen Augen gemacht hat, hat uns für diese Art von Ueberraschungen in der „Physiologie moderne" ein klassisches Schulbeispiel geliefert. Er läßt seinen verwöhnten Frauenliebling André Mareuil bei einem Diner auf dem Lande als Tischnachbar die Bekanntschaft einer siebenundzwanzigjährigen, bekannten Pastellmalerin machen, der er zunächst, da sie notorisch mit einem tüchtigen pariser Bildhauer liirt ist, kaum Beachtung schenkt.

C'était une frêle et gracieuse personne, avec des cheveux châtains, des yeux bruns et doux, quelque chose de profondément correct et convenable, n'eût été la bouche très rouge, très large et très sensuelle. Il passait sur cette bouche, tandis qu'André lui parlait, un trouble si étrange, les yeux se faisaient si fixes quand ils se posaient sur le jeune homme, que ce dernier, très habitué aux aventures rapides, osa parler à cette femme, d'abord avec familiarité, puis avec audace. Le soir même, en rentrant à Paris, elle venait chez lui. A une heure du matin, il la reconduisait en voiture chez le sculpteur, et il ne put s'empêcher de mentionner à sa nouvelle maîtresse l'amant en titre. Cette curiosité absurde était inévitable.

„Depuis combien de temps as-tu cessé de l'aimer?"

„Mais je l'aime toujours . . ." répondit-elle.

„Pas d'amour, en tout cas? . . ." insista André.

*) Das Wort existirt im Französischen nicht, es ist aber französisch gedacht.

„Si, d'amour,“ fit-elle, „et profondément.“

„Eh bien! Et moi, alors?“ interrogea-t-il avec la brutalité de l'homme qui vient d'enlever une femme et qui la méprise.

„Ah! tais-toi,“ dit-elle, „tu ne comprends pas. Tu me fais du mal.“

Il eut un second rendez-vous avec cette fille, un troisième, un quatrième. Bref, ce caprice d'un soir devint entre eux une espèce de liaison où elle apportait une sorte de fougue taciturne et presque affolée. Et à chaque rendez-vous il en arrivait, un peu par cette même curiosité, un peu par une inconsciente jalousie — car elle lui plaisait infiniment — à parler de l'autre, et toujours la jeune femme répondait comme la première fois:

„Je l'aime.“

„Et moi?“ recommençait-il.

„Toi, ce n'est pas la même chose,“ répliquait-elle avec cette tristesse qui semblait démentir l'emportement des caresses de tout à l'heure.

„Mais s'il te fallait choisir? . . .“

„Ah! Je le choisirais, lui, cent fois, mais je t'aime aussi, autrement.“

„Sais-tu que tu as un cœur monstrueux?“ lui disait-il.

„Je ne sais pas,“ faisait-elle en haussant les épaules, „c'est mon cœur...“

„Evidemment,“ concluait Mareuil, après m'avoir rapporté ce bizarre dialogue, „je n'ai d'elle que les sens, rien de plus. Et il faut croire que les sens tout seuls ont par eux-mêmes quelque chose de hideux“, ajouta-t-il après un silence et d'une voix devenue sérieuse, „car elle finit par me faire peur, comme un monstre, en effet . . .“

Bourget meint, daß diese Sensation des plus vivant d'entre les viveurs diejenige sei, welche die temperamentvolle Frau fast immer auf den großstädtischen Civilisirten hervorbringe. „Il est trop loin de la santé pour comprendre le naturel de certaines ardeurs païennes, trop fatigué pour les partager, trop affiné pour ne pas répugner à la sensualité simple et franche“. Ich halte Das für ganz falsch. Der Lebemann, der von einer Frau leidenschaftlich geliebt wird, wird lediglich durch die Existenz eines offenbar noch glücklicheren Nebenbuhlers in den Grundvesten seiner Eitelkeit beleidigt, erschüttert. Die liebende Frau wird bei gleicher Entdeckung eifersüchtig bis zur Raserei, der eitle Man „giftet sich“ nur und erleidet eine irreparable Havarie seines Stierfechterdünkels.

Aus dem selben Grunde setzt der Geliebte der Frau als selbstverständlich voraus, daß sie ihren Mann betrügt. Denn die Mitwissenschaft des Mannes würde ja, abgesehen davon, daß sie gegen die christliche (oder jüdische) Moral verstößt, einen Grad von erotischer Vertraulichkeit zwischen den Ehegatten einschließen, mit dem das Monopol des Geliebten nicht zu vereinbaren wäre. Für den Lebemann der „Gesellschaft“ ist also aus diesem Grund auch da, wo er mit dem Gehörnten weder bekannt noch befreundet ist, der Betrug ungefähr Das, was in der Ehe das Salz bedeutet: er macht den Ehebruch für ihn erst schmackhaft. Aber auch dort, wo die beiden Männer „befreundet“ sind, muß mindestens die Fiktion des betrogenen Ehemannes aufrecht erhalten werden; auch würde ja der kirchliche Nimbus, der namentlich in Beamten- und Offizierkreisen respektirt wird, durch das vom Ehemann beliebte „Schweigen zur Sünde“ zerstört werden. Sogar im öffentlich geduldeten Dreieck muß der Gatte so thun, als ob er von den Seitensprüngen der Gattin

keine Ahnung habe, und, falls ihm „die Augen geöffnet“ werden, sowohl der Frau als dem Hausfreunde gegenüber die korrekten und oft blutigen Konsequenzen ziehen.

Doch wenden wir uns von den abscheulichen Verlogenheiten, die man der christlichen Moral schuldig zu sein glaubt, wieder zurück zu dem Verhältniß André Mareuils zu der reizendsten aller Malerinnen.

Diese, auch wenn sie erfunden ist, sehr wahre, sehr rührende Geschichte läßt uns im Unklaren über die Frage: Kann so viel impulsive Natürlichkeit betrügen? Ist es denkbar, daß diese Frau mit dem großen, leidenschaftlich pochenden Herzen sich nicht freimüthig dem Mann ihrer größeren Liebe gestellt hätte: „Du, ich bin Dir untreu; erschlage mich, wenn Du willst, aber zweifle nicht an mir, denn ich liebe Dich über Alles in der Welt!“ Und ist es möglich, zu glauben, daß dieser Menschenbildner die liebliche Gestalt der in sinnlicher Jugendschöne erglühenden Wahrheit vernichtet, dieses wundervolle Phänomen erschütternd aufrichtiger, liebevollster Sündhaftigkeit zerschmettert hätte, statt sie in seine starken Arme zu schließen: „Mein Herz blutet und frohlockt, ich halte Dich gegen eine Welt voll Truges?“

Seltsam: die edelste und großmüthigste, die einzig göttliche Regung, die wir diesem durch den Freimuth der allerliebevollsten Frau abgöttisch geehrten Mann zutrauen möchten, wird sofort durch das anwidernde Bild der konventionellen Liebestragoedie beschmutzt: thierischer Ausbruch gemeiner Eifersucht, Blutlache, Verhaftung, Polizei, Leichenwagen, Reporter. Und vor den Thüren und hinter Millionen mit geiler Druckerschwärze betupften Papieren die blutgierig starrende Menge mit ihren blöden Racheinstinkten, die Spalier bildet, um den Mann zu verhöhnen, der soeben sein schöneres nicht nur, sondern auch sein besseres Selbst erschlagen hat!

... Ein Bild aus Tausendundeine Nacht. Scheherazad schlummert und träumt von neuen Gefilden der Liebe und unwahrscheinlichsten Ehrenrettungen der gepeitschten Frauenseele. Da erhebt sich ihr Herr und Hahnrei, umgürtet sich mit Schlafrock und Pantoffeln, wirft noch einen Blick nach seiner köstlichsten Habe, der talentvollen Pastellistin, die ihn mit Hörnern, ach, so reich bedacht und liebend reicher noch belohnt, und überschreitet stolz erhobenen Hauptes die Schwelle zu seiner Werkstatt. Er holt das dreihundertjährige Trostbuch aller Gehörnten vom Kandelbrett, das Schicksalsbuch der großen Gemeinde, die eben tröstet, weil ihrer so viele sind, und sucht und sucht ein Wort, ein leichtfertiges, die Frau beleidigendes Wort mit einem angehängten Trost, der den Mann zwar nicht ehrt, aber doch aufrichtet . . . „un peu“ . . . un peu“ . . . wo steht es doch:

. . . Sur quoy j'ai ouy souhaiter à plusieurs hommes une femme belle et un peu putain, plustost qu'une femme laide et la plus chaste du monde; car en une laideur, il n'y a que toute misère et déplaisir et nul brin de félicité. En une belle, tout plaisir et félicité y abonde, et bien peu de misère, selons aucuns. Mais quand une femme est un peu putain, elle se rend bien plus aisée, plus subjecte, plus docile, craintive, et de plus douce et agréable humeur, plus humble et plus prompte à faire tout ce que le mary veut, et luy condescend en tout; comme j'en ay veu plusiers telles, qui n'osent gronder, ny crier, de peur que le mary ne les menace de leurs fautes, et ne leur mette au-devant leurs adultères . . .

Da hört er vom Lager seiner Scheherazad her schmerzliches Wimmern. Hurtig läßt er seinen Freund Brantôme im Stich und eilt zur Geliebten. Die Thränen laufen ihr über die Wangen.

„Mein Gott, ich hatte einen so schrecklichen Traum, und da ich erwachte und Dich nicht mehr an meiner Seite sah . . .“

„Nun, Süßes, Liebes, ich habe nur gelesen; aber Dein Traum, betraf er mich oder . . .“

„Es war das Furchtbarste, was ich erleben könnte: ich träumte, Du seiest mir untreu geworden!“

. . . Vielleicht begehen wir ein großes Unrecht an dem Bildhauer, wenn wir, seine Wissenschaft von der Untreue der Geliebten voraussetzend, ihm die Junggesellen- und Landsknechtsmoral des Seigneur Brantôme de Bourdeille und seiner Zeit an die Rockschöße heften. Diese Moral gipfelt erstens in dem Diktum: „Es ist besser, sich mit einer schönen und ehrbaren Frau zu verheirathen, wenn man auch in Gefahr schwebt, ein Wenig vom Horn und von dem so allgemeinen Uebel der Hahnreischaft gefaßt zu werden, als so viele Widerwärtigkeiten zu erdulden, indem man die Anderen zu Hahnreihen macht.“ Zweitens in der Auffassung der Ehe als eines ehrwürdigen und vom Gesetz geordneten Institutes der Prostitution, von dem namentlich die Junggesellen ausgiebigen Gebrauch machen dürfen, die prinzipiell unverheirathet bleiben, um nicht Hahnreie zu werden. „Denn“, sagt Brantômes Freund, Herr von Gua, „das Schlimmste an der Ehe ist, daß die Meisten, sogar Alle, die sich damit ergötzt haben, die Anderen zu Hahnreien zu machen, bei Eingehen einer Ehe unfehlbar selbst in die Hahnreischaft hineinfallen; ich habe es nie anders kommen sehen, genau nach dem Sprichwort: Ce que tu feras à autruy, il te sera fait.“ (Eine metaphysische Begründung übrigens; in Wahrheit ist daran der Umstand schuld, daß tüchtige Minneritter sich nur zu sehr temperamentvollen Frauen hingezogen fühlen, die dann auch ohne die Unterweisung, die sie von ihren Männern erhalten, bald Novizen im Orden des Saint Coucou, „du plus grand Saint de France“, werden.)

Nein, so gewiß auch heute im Effekt die Duldsamkeit gegenüber einer liebenden und geliebten, reizenden und gutartigen Frau nicht nur zur Erhaltung des ehelichen Friedens, sondern auch zur Erhöhung des ehelichen Glückes beitragen mag: die Philosophie des vornehm denkenden modernen Mannes, der etwa die Bezeichnung eines cocu joyeux verdient, ist doch eine von der Auffassung des sechzehnten Jahrhunderts grundverschiedene. Heute können als ehrenwerthe Motive nur Liebe und Gerechtigkeit gelten. Der geliebten Frau und Lebensgefährtin billigt der moderne Mann die selbe Freiheit zu, die er sich selbst vor der Ehe genommen hat und vielleicht noch in der Ehe nimmt. Macht sie davon, wie zu hoffen ist, keinen Gebrauch: um so besser. Nur keine Lüge, kein Betrug; die unumgängliche Grundlage der modernen Ehe ist grenzenlose Aufrichtigkeit und Freundschaft, tiefstes Vertrauen, liebevollste Hingebung und Nachsicht. So wird auch den Lastern des Ehebruches und der Hahnreischaft am Sichersten vorgebeugt.

Als Phänomen wird freilich die gleichzeitige und „reine“ Polyandrie so wenig wie die Doppelliebe des Mannes jemals verschwinden. Wer sich vor ihren Gefahren fürchtet, sei vorsichtig in der Gattenwahl. Wer aber durch ihre Ausbrüche überrascht wird und trotz Alledem ausharren will, sei es aus übergroßer Liebe, sei es aus religiöser Achtung von der Unlöslichkeit der Ehe, Der tröste sich mit der unzweifelhaften Thatsache, daß unter zwei wirklich Geliebten der edelmüthigere und einsichtvollere Freund immer den Vorrang behauptet.

. . . Nicht nur auf den Brettern, auch im Leben gilt es als „anständig", daß die Frau innerlich wie äußerlich mit ihrer alten Liebe gebrochen habe, mit ihr fertig geworden sei, bevor sie ihre Seele und ihren Leib, bevor sie „sich" dem neuen Mann widmet oder, wie man gewöhnlich sagt, „hingiebt". Ein sehr dummer Ausdruck übrigens, der an die alte Hörigkeit der Frau erinnert; denn keinem Menschen fällt es ein, von der Hingebung des Mannes zu reden. Die Franzosen sagen es noch deutlicher: posséder la femme. Wie jeder beliebige Gebrauchsgegenstand nur einer Person gehören kann, so das Weib nur einem Mann.

Man hält eine solche Abgrenzung des Besitzes für nothwendig im Interesse nicht sowohl der persönlichen Gesundheit als vielmehr der sozialen Reinlichkeit. Zum Mindesten verlangt man von der „anständigen" Frau, die durch eigene oder fremde Schuld zwischen zwei Liebesbrände geräth, daß sie den einen zum Erlöschen bringe oder doch meide. Vielleicht, weil man von der philiströsen Anschauung ausgeht, daß Niemand „zween Herren dienen" könne.

Wie aber nun, wenn man sich in Anbetracht des Selbstbestimmungrechtes vom Herrenrecht ganz losmachte? Man brauchte deshalb noch nicht zum anderen Extrem überzugehen und die Frau zur Herrin zu stempeln, so oft es auch im Leben vorkommt. Herrenrecht oder Herrinnenrecht: mit der Liebe, um die allein es sich hier handelt, hat weder das Eine noch das Andere zu thun. Die Frage ist einfach: hat die starke, die temperamentvolle, aus den Tiefen eines reichen und edlen Gemüthes schöpfende Frau nicht eben so wie der Mann das ideale Recht, gleichzeitig zwei mit allen Rückhaltlosigkeiten der geschlechtlichen Sympathie ausgestattete Freundschaften zu unterhalten?

. . . Die tragische Bühne und die Kunst der poetischen Gestaltung überhaupt hat eine verborgene Abneigung und mithin Gegnerschaft gegen die vorurtheillosen Offenbarungen des gesunden Menschenverstandes. Auch die Tröstungen einer versöhnlichen Psychologie sind unbeliebt, wenn sie die Konflikte und Probleme ihrer unsinnigen Kanten berauben. Hirnrissig muß das Schicksal sein, wenn es dichterisch interessiren soll. Dieses Erforderniß, das man die Reizsamkeit des inneren Widerspruches nennen kann, schließt manche außerordentlich wichtige Aufklärungen vom ernsten Theater fast vollkommen aus . . . Zu durchschlagenden Erfolgen verlangt das Theater eben die unüberbrückbaren Schrecken des Stiergefechtes, die konzentrische Hinarbeit auf den Untergang durch Beschränkung, nicht die Befreiung durch Reichthum der Gefühle und Ventile. Namentlich die weibliche Psyche ist, ihrer sklavischen Auffassung entsprechend, zu dieser Stiergefechtsmoral verurtheilt.

Aber auch das männnliche Wesen unterliegt ihr. Mußte Goethe schon im Leben daran verzweifeln, gleichzeitig eine Christiane und eine Charlotte mit seinem großen Herzen zu umfassen, so wußte er genau, warum er im Egmont nicht neben Klärchen auch die (in Wirklichkeit vielleicht nicht minder geliebte) Gattin, die Mutter der Kinder, auf die Bühne bringen durfte. Der Karren- und Kastengeist des biederen Thespis erlaubt es nicht; das Philiströse, ewig Unmoderne, hier wirds Ereigniß.

Und dennoch ist der Untergang eines von liebenden und geliebten Frauen beweinten Helden gewiß nicht minder poetisch und selbst der Tragik würde kein Abbruch geschehen, wenn diese Zwei ihren Schmerz zusammenthun und dem gemeinsamen Geliebten auch einen gemeinsamen Tempel errichten würden.

München. Dr. Georg Hirth.

Ein Brief.

Sehr geehrter Herr Herausgeber!

H[illegible] zwei Birken [illegible] hin. Die Eine ist die wirkliche, aus der Erde gewachsene mit Stamm, Zweigen und Blättern. Die Andere ist die nur vorgestellte, gedachte, die wir zwar stets in unserem Kopfe aufrichten, mit deren Holz wir aber weder den Ofen heizen noch Wiege oder Sarg uns herstellen können. Daher denn freilich die Erste, die sogar im Frühjahr den Liebhabern Birkenwasser und mit ihren Blättern den Apothekern verkäuflichen Thee liefert, entschieden den Vorzug vor der Zweiten, der Begriffsbirke hat, die nichts nützt und einbringt. Ja, es zeigt sich, daß eben diese nur in und als Begriff existirende Birke, insofern wir ihretwegen an der wirklich gewachsenen, wohlthätigen Naturbirke vorübergehen, ein sehr schädlicher, dem der Nahrung und Kleidung bedürftigen Menschen durchaus verderblicher, ein betrügerischer Baum ist. Nennen wir nun gegenüber der Naturbirke die von uns nur vorgestellte, als ein Erzeugniß der Vernunft, die Vernunftbirke, so kommt eben die Vernunft, sonst „des Menschen allerhöchste Kraft" genannt, schon weil sie an der unnützen Birke schuld ist, schlecht weg. Denn der leider auf die Vernunftbirke erpichte Mensch wird ja nicht nur von ihr nicht satt, nicht warm, nicht zum Leben und Sterben eingehäust, sondern er ißt sich an ihr den Tod. Gerade so, wie es der vorwitzigen Eva und dem ihr allzu folgsamen Adam mit den beiden ungleichartigen Bäumen in Edens Wonnegarten erging. Sie mußten sterben und das Paradies mit dem Baum des Lebens verloren sie obendrein.

Die wirkliche Birke nämlich, sagt Hart, ist der Baum des Lebens, die Begriffsbirke aber der Baum der Erkenntniß mit der giftigen Frucht. Also ist die Erkenntniß, das Wissen, die Vernunft alles menschlichen Elends Ursache; aber die Natur, wie sie um uns leibt und lebt, ihr um das Dreinreden der Vernunft unbekümmerter Gebrauch und Genuß: Das ist das Leben.

Das leuchtet durchaus ein, wenn man einmal die beiden Birken als zwei feindliche Bäume einander gegenüber stellt. Aber schon die Art, wie Hart die zwei Paradiesesbäume heranzieht, drängt Bedenken auf. Denn wie und was lese ich in der alten Bibel von dem Baum, von dem zu essen verboten war? Wie wird er genannt? Doch nicht der Baum der Erkenntniß, des Wissens, der Vernunft überhaupt, sondern der Baum der Erkenntniß von Gut und Böse heißt er. Das ist aber durchaus nicht das Selbe. Zum Wissen als solchem gelangen, zu dem von der Natur und der geistigen Welt, und mit der Kindesunschuld, die ohne eigenes Urtheil sich väterlicher Leitung anvertraut, das Bewußtsein moralischer Verantwortlichkeit, das Wissen des Gewissens eintauschen und damit nun zwar die Würde der Selbstentscheidung gewonnen haben, aber auch die Qual des mit sich zwiespältigen Willens erfahren: Das ist doch Zweierlei; oder kann Taubenunschuld mit der Schlangenklugheit nicht bestehen? Mißt doch aber die Bibel selbst dem noch nicht gefallenen Menschen, ehe er vom Baum der Erkenntniß gekostet hatte, die ihn elend, weil auf verbotene Weise wissend machte, das Vermögen bei, die Naturobjekte nicht nur wahrzunehmen, sondern, zum Beispiel, die Thiere nach Gattung und Art zu unterscheiden, zu vergleichen und zu bestimmen, indem er sie benennt und dabei bemerkt, daß sich unter ihnen Seinesgleichen nicht finde. Zum

deutlichen Beweis, daß die Natur nicht ohne Begriff aufgefaßt werden kann und selbst die sinnfälligste Anschauung des einzelnen uns gebotenen Gegenstandes in die Form des Wissens eingeht, zur Vorstellung, zum Begriff wird. Denn auch die Birke auf der Haide ist Dies nur dadurch und erst dann für uns, wenn die Vernunft, der denkende Geist in uns, sich ihrer als eben dieser einzelnen Erscheinung bewußt geworden ist. Freilich sieht der Philosoph, der Naturforscher, der Baumzüchter, der Chemiker, der Maler, der Holzfäller diesen Baum ja unter anderen Gesichtspunkten und hat danach sehr verschiedene Merkmale, gleichsam Theile und Ausschnitte des Wahrgenommenen, im Bewußtsein. Aber die gedachte Birke, die Vernunft- oder Begriffsbirke, wenn sie kein Traum oder von der Phantasie geschaffenes Willkürgebilde ist, steckt doch immer in der wirklichen und die wirkliche in der gedachten, wie der Gegenstand im Spiegel und das Bild des Spiegels im Gegenstand.

Daher kann allerdings der Chemiker oder der Physiker der Natur nicht beikommen, auch nicht das kleinste Experiment zu Stande bringen, wenn er nicht abstrahirt, kombinirt und isolirt, also mit Begriffen sich zu schaffen macht, in grundsächlich geordnetem Zusammenhang. Der Entdecker des Gesetzes von der Gravitation mag tausend Aepfel sehen, Federn, Steine: auf die Lösung des Räthsels wird er kommen, wenn er Schwere, Dichtigkeit, Geschwindigkeit von allen anderen wahrgenommenen Eigenschaften trennt und mit den immer eintretenden Veränderungen der Bewegung in Zusammenhang bringt. Damit aber denkt er, so zu sagen, Etwas aus der Natur heraus und denkt Etwas zu ihr hinzu, das in der sinnfälligen Wirklichkeit unmittelbar nicht anzutreffen ist.

Mit den Erfindern ists nicht anders; es sei denn, daß Jemand durch Zufall einer wird, was ja auch vorkommt (dann wohl zu seinem eigenen Schrecken, wie der Pulvermacher Berthold, als ihm sein Gemisch plötzlich explodirte). Der wahre Erfinder aber findet nicht, wenn er nicht das Ziel mit höchster Besonnenheit sucht. Dazu muß er beständig zu den sinnlich greifbaren Gegenständen, die er vor sich hat, Kräfte, Gesetze, Zusammenhänge im Kopf haben, ohne die seine Versuche ein Probiren ins Blinde bleiben, also ein Wissender sein.

Ob aber die mit den Sinnen wahrgenommene Birke wirklich existirt oder selbst nur wieder eine Vorstellung in uns ist, also im Grunde von der selben Art wie die gedachte Begriffsbirke, darauf kommt es, wenn es sich um den Unterschied von Wahrnehmen und Denken handelt, nicht an, denn immer wird der Inhalt der Wahrnehmungvorstellungen mit Nothwendigkeit als seiend außerhalb der Vorstellung gesetzt. Darum ists wahr, daß freilich der Allgemeinbegriff „Birke" ein bloßes Gebilde des Denkens ist und niemals mit der einzelnen, wahrgenommenen Birke verwechselt werden darf, was ja auch den absolutesten Idealisten unmöglich ist. Ob aber dieser richtig gebildete Begriff mit der wirklichen Birke gar und ganz nichts zu thun hat, ist doch sehr die Frage. Denn was allen einzelnen Birken den Namen Birke giebt, Das ist doch in jeder als ein Merkmal unter vielen enthalten, wird also auch, wenn auch nur in Verbindungen, die im Allgemeinbegriff nicht vorkommen, mit wahrgenommen und erscheint in ihm nach Lösung dieser Verbindungen wieder. Wäre zu solchen Begriffsbildungen die Vernunft nicht fähig und nicht beständig innerlich genöthigt, so könnte man sich ja in der sinnlichen Welt nicht zurechtfinden und auch der Lebensbaum nützte mit seinen schönsten Früchten den

Menschen kaum mehr als zum Sattwerden: sie würden nach ihm greifen wie die Kinder nach dem Mond.

Also ist nicht zu fürchten, daß die Natur auf dem Altar der Vernunft geopfert werde; wenn nicht etwa die Vernunftbirke die wirkliche Birke verbrennen oder verschlingen will, wie in Isaaks Traum die dicke Aehre von der dünnen verschlungen wird. Dann freilich mag der Mensch verhungern und erlebts noch, daß der allein gepflegte Wissensbaum wüst ins Holz schießt und endlich doch verdorrt. Sind doch beide Bäume einander nöthig und ohne ihr gemeinsames Gedeihen ists um Garten und Land der Menschheit schlecht bestellt.

Weil aber die Vernunft, auch die nach Grund- und Folgesätzen denkende, wissenschaftlich sich bethätigende aus sich Leben nicht erzeugt, die Theorie, auch die beste, die Praxis nicht ersetzen konn, darum soll man sie nicht schelten oder gering achten, wie man vom Handwerkzeug nicht verlangt, auch wenns das beste ist, daß es an die Stelle des Werkes trete. Wissen ist nicht Können. Freilich; wie das Spiegelbild das Gespiegelte nicht ersetzt. Aber selbst Beethoven ersteigt nicht den Gipfel seiner Kunst, ohne daß er ihre Grundgesetze eben so hell im Kopf habe wie tief im Herzen die Kraft lebendiger Gestaltung; und wenn Shakespeares Dichtung weniger ihrer selbst bewußt ist als die Goethes, aber immer noch weit im Wissen von sich hinaus reicht über Epos und Volkslied aus der Urzeit: wer mag sagen, daß auch diese nur wie reine Naturgebilde emporsprießen und überlieferte Regeln und Gesetze an ihnen unbetheiligt sind? Die Zeiten haben ihre Zeichen und jeder Gegenwart ist die Vergangenheit Lehrerin. Im Schaffen ist der Genius frei, aber in Wahl und Ordnung waltet der Verstand; und erhöht er nicht, recht gebraucht, den Genuß des Kunstwerkes?

Endlich: den Ansprüchen der Vernunft, durch die der Mensch über die unbewußte Natur erhaben ist, kann er sich nicht entziehen; und selbst wenn er den Gegensatz Beider so weit treibt, daß er den vernünftigen Menschen in uns für den widernatürlichen erklärt und ihn beschuldigt, die Ursache all unseres Leidens zu sein, so ist er genöthigt, diesen Kampf wider die Vernunft mit Gründen zu führen, die ihm allein die Vernunft an die Hand giebt. Also bleibt sie immer, auch wenn sie sich selbst entthront, die Königin.

Schöneiche. Heinrich Steinhausen.

Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber, zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in den Grenzen des Begreiflichen zu halten. In das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkt ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge. Sobald wir der Menschheit die Freiheit zugestehen, ists um die Allwissenheit Gottes gethan; denn sobald die Gottheit weiß, was ich thun werde, bin ich gezwungen, zu handeln, wie sie es weiß. Dieses führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wissen und daß an göttlichen Geheimnissen nicht gut zu rühren ist. Auch sollen wir höhere Maximen nur aussprechen, insofern sie der Welt zu Gut kommen; andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf Das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten. (Goethe.)

Diamantenfieber.

Im Sommer des Jahres 1867 verkaufte der Straußenjäger John O'Reilly einen Diamanten von 21 Karat für 500 Pfund Sterling an den Gouverneur der Kapkolonie Sir Philipp Woodhouse. Der Stein war im Vaal gefunden worden. Auf der Farm des Schalk von Niekerk spielten Kinder mit dem hübschen Kiesel. O'Reilly, dem das Ding gefiel, ließ sich das Spielzeug von dem Bauern geben und nahm es mit sich nach Kapstadt. Dort prüfte ein antwerpener Steinschneider den Fund und entdeckte, daß es ein Diamant sei. Das war der Beginn der südafrikanischen Diamantenaera. Bald fand man bei einem Buschmann den berühmten „Stern von Afrika". Der Wilde trug ihn als Amulet. Für zwanzig Ziegen gab er ihn her. In Hopetown wurde dieser Urahn des Cullinan für 225 000 Mark verkauft; später kam er, für 600 000 Mark, in den Besitz des Herzogs von Dudley und wurde schließlich über das große Wasser geschickt. Inzwischen begann die Wanderung der Diamantensucher nach den Ufern des Vaal und des Oranje. Das Diamantenfieber packte die friedlichen Buren und wurde endemisch. Aber John Bull war schlauer als Piet Hein. Er roch den Braten und ging den Dingen auf den Blaugrund. Die Buren mußten ihre Diamantenfunde mit ihrer politischen Unabhängigkeit bezahlen. Heute ist der Kimberley-Distrikt das wichtigste Diamantengebiet und die Debeers Consolidated Mines Ltd., die das ursprüngliche Gebiet der New Rush Diggings in Kimberley und alle später hinzugekommenen Claims umfaßt, die reichste Diamantenquelle der Erde.

Wie vor vierzig Jahren John B. Robinson, so ist heute Bernhard Dernburg der Prophet einer neuen Diamantenherrlichkeit. Er hat dem Reichstag von einem neuen Kimberley gepredigt. Bei Lüderitzbucht sei ein Diamantenparadies erschlossen, das reiche Schätze verheiße. Wieder hob ein Neger den ersten Stein vom Boden; ein im Dienst der Firma Lenz & Co. stehender, die, im Auftrag der Deutschen Kolonialeisenbahn-Bau- und Betriebsgesellschaft, die Trace Lüderitzbucht-Keetmannshop baut. Im Frühjahr 1908 begann die neue Diamantenepoche, diesmal auf deutschem Gebiet; und heute schon steht ganz Südwest in Flammen. Die Berichte aus Lüderitzbucht und Kapstadt lassen an Ueberschwang nichts zu wünschen übrig. Dem deutschen Kapital wirft man Trägheit vor, weil es sich nicht sofort auf die Antheile der neuen Minengesellschaften gestürzt hat. Bald heißt es, die Debeers-Gesellschaft habe sich den größten Theil der neu entdeckten Felder bereits gesichert; bald wird von großen englischen Syndikaten berichtet, die sich angeblich um die Diamantengruben in Lüderitzbucht bewerben; bald wieder heißt es, die deutsche Regierung werde dafür sorgen, daß von den kostbaren Claims nichts in fremde Hände komme. Der Refrain ist stets: „Laßt Euch die Reichthümer nicht von Fremden wegnehmen!" Zunächst hatte deutsches Kapital sich nur indirekt, durch den Erwerb englischer Aktien, betheiligt; doch der deutsche Sparer darf heute schon hoffen, künftig im eigenen Land an Diamantaktien sein Geld verlieren zu können. Immer das selbe Bild; nur das Sujet wechselt: Petroleum, Gold, Kali, Diamanten. Gut wars, daß man Dernburg, schon seit der Geschichte von der Dattelkiste, auch öffentlich mit wohlwollendem Humor zu behandeln pflegte. Sonst hätte die Erzählung, die tägliche Produktion könne auf 5000 Karat gebracht werden, ganz anders eingeschlagen. Ernsthafte Leute sind nicht so optimistisch. Man

weiß, daß der Herr Staatssekretär Ambitionen hat und aus Deutsch-Südwest ein zweites British South Africa machen möchte. Daß er sich gleich bemüht hat, den neuen Diamantenherd dem Reich zu sichern, den Handel zu organisiren und einen Ausfuhrzoll von 10 Mark pro Karat einzuführen: das Alles giebt dem ganzen Rummel einen Anstrich von Solidität; aber noch keine Bürgschaft des Erfolges. Geologengutachten sind nicht immer zuverlässig. Der erste Geologe, der Kimberley bereiste, ein sehr gelehrter Mann, sagte in seinem Gutachten, er sei zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Annahme eines natürlichen Vorkommens von Diamanten in Südafrika eine „gänzlich absurde“ sei. Bei der geologischen Beschaffenheit des Landes dürfe an Diamantenfunde nicht gedacht werden; und die angeblich entdeckten Steine seien absichtlich ins Land getragen worden, um Einwanderer nach Südafrika zu locken. Der berühmte Professor aus Oxford hat Unrecht gehabt. Die Diamanten von Kimberley haben sein Gutachten ad absurdum geführt. Eben so kanns aber auch dem dernburgischen Geologen gehen, der in Lüderitzbucht den Ort gefunden zu haben glaubt, wo märchenhafte Reichthümer zu ergraben sind.

Am fünfundzwanzigsten Juni 1908 traf die erste amtliche Meldung von den neuen Diamantenfeldern ein. Neugierig sah man seitdem den Mittheilungen des Staatssekretärs entgegen, der sich die Produkte drüben höchstselbst vorlegen ließ. Er kam, sah und reiste, gläubiger Begeisterung voll, nach Deutschland zurück. In London, Kapstadt und Johannesburg aber ist man en vedette. Ist nun in Lüderitzbucht der berühmte „Blaugrund“ oder sind die Steine nur mit dem Meeressande angeschwemmt worden? Im zweiten Fall wäre natürlich mit einem regulären Abbau der Diamantenlager nicht zu rechnen. Die Steine wären dann nur Geschenke des Zufalls, die eben so rasch wieder verschwinden können, wie sie gekommen sind. „Verweht vom Wind der Weltgeschichte.“ Der Blaugrund ist der eigentliche Mutterboden für Edelsteine, besonders für den Diamanten. Durch den aus Kalk- und Sandstein gebildeten Untergrund sind glimmerhaltige Massen in die Höhe getrieben worden, die sich mit dem Urgestein zu einem festen bläulichen Tuffgebilde vermengten. Der glühende Schmelzfluß, der aus dem Erdinnern empordrang, hat in den Blaugrund Röhren und Gänge gerissen und dort die Diamanten abgelagert. Auf diesen Röhren (pipes) sind die südafrikanischen Minen angelegt; und man rechnet, daß im Durchschnitt 10 Prozent der Röhren Diamanten bergen. Auf 100 Kubikmeter Gestein treffen 10 Kubikcentimeter Diamanten. Dabei ist der Betrieb schon bei 3 Kubikcentimetern nicht mehr rentabel. Das klingt anders als die 5000 Karat Tagesproduktion der dernburgischen Prognose; als Gott den Schaden besah, wars die Monatsproduktion. Auf ein paar Nullen kommts dem Genie ja nicht an. Ueber die wichtigste Voraussetzung einer rationellen Diamantengewinnung weiß man also noch nichts Bestimmtes. Und trotzdem schon verheißungvolle Rentabilitätberechnungen? Die Phantasie arbeitet mit Riesenziffern, weil man für vortheilhaften hält, sich den Umweg über die ruhige Ueberlegung zu sparen. So wurde aus Lüderitzbucht berichtet, daß die erste Gesellschaft, die gegründet wurde, 100 bis 150 Karat täglich gefunden habe und daß der Werth dieser Steine 25 000 Mark betrage. In Wirklichkeit erzielt man nicht mehr als 4000 Mark aus solchem Quantum. Die Erfahrungen der Debeers-Gesellschaft, die den größten Theil der Diamantenproduktion liefert, sollten zu äußerster Vorsicht mahnen. Die Debeers-Mine bringt aus Gestein im Gewicht von 720 Kilo nur ein Drittel Karat Diamanten hervor; und

davon kann nur ein Bruchtheil zum Schleifen verwendet werden. Die Gestehungskosten der Debeers-Gruben betragen (mit den Zinsen für Obligationen und Preference-Shares) 35 Shilling pro Karat; an einen Verkaufspreis von 33 Shilling, wie ihn Dernburg erwähnt hat, ist da natürlich gar nicht zu denken. Selbst wenn die Debeers besonders kostspielig arbeitet, dürfte man doch als normalen Durchschnittspreis kaum mehr als 18 Shilling annehmen. Das sind schon beinahe 100 Prozent weniger als nach der Rechnung des Kolonialsekretärs. Die Premier Diamond Mine, die gefährlichste Rivalin der Debeers-Gesellschaft, produzirt unter besonders günstigen Bedingungen; trotzdem kommt sie mit ihren Verkaufspreisen nicht über 18 sh. 6 d. hinaus. Mit kleinen Diamanten ist überhaupt kein nennenswerthes Geschäft zu machen. Und es steht noch gar nicht fest, ob in Lüderitzbucht auch große Stücke gefunden werden. Giebt es dort des Abbaues werthe Lager, so muß die Produktion straff organisirt werden, da sonst eine Ertrag bringende Diamantengewinnung unmöglich ist Die Debeers hatte erst von dem Augenblick an Erfolg, wo sie das Monopol für Kimberley bekam. Vorher wurde gefährlicher Raubbau getrieben. Unzählige kleine Gesellschaften sogen den Boden und das leichtgläubige Publikum aus. Die Diamantfelder wurden in kleine und kleinste Claims zerstückt und diese Besitztitel dienten den Gesellschaften als „solide Basis". In Lüderitzbucht scheinen sich ähnliche Verhältnisse herauszubilden, wie sie noch vor zehn Jahren am Rand üblich waren. Felder, die noch im März 1908 für 100 Mark zu haben waren, wurden vor wenigen Wochen für 24 000 Mark angeboten. Was würde aus dieser Preistreiberei entstehen, wenn sich herausstellte, daß die Diamantlager nur Sanddünen sind? Die tiefste und ergiebigste Mine der Debeers liegt 2800 Fuß unter der Erdoberfläche. Und in Lüderitzbucht hat man einstweilen nur einen Meter (also drei Fuß) tief geschürft. In welchem Umfang das von der Metallurgischen Gesellschaft in Frankfurt a. M. ressortirende Südwestafrikanische Minenkonsortium und die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika sich an den Schürfungen betheiligen werden, ist noch nicht bekannt. Einzelne Großbanken (Dresdener Bank, Berliner Handelsgesellschaft, Darmstädter Bank) sollen sich für die Diamantenfunde interessiren. Wie dieses Interesse sichtbar wird und ob es nützliche Folgen hat, muß man abwarten; es könnte sich ja auf sehr verschiedene Arten äußern.

Wenn die Leute Etwas von Gold- oder Diamantenfunden hören, dann sehen sie schon das Märchenschloß der Prinzessin Scheherzad vor sich. Aber Diamanten sind ein Handelsartikel, der den Wirkungen von Angebot und Nachfrage unterworfen ist wie jeder andere. Und die Konkurrenz der großen südafrikanischen Gesellschaften, Debeers und Premier Diamond, ist nicht zu verachten. Die beherrschen den Weltmarkt; und das londoner Syndikat macht die Preise. Die Premier-Mine hat sich als eine gefährliche Gegnerin der älteren Debeersgesellschaft gezeigt. Sie producirt billiger und glaubt, bei voller Ausbeutung ihrer Gruben, den gesammten Weltbedarf an Diamanten decken zu können. Ueber dem Diamantenmarkt, der sich von der durch die amerikanische Finanzkrisis bewirkten Schwäche noch nicht erholt hat, lagert als schwarze Wolke die Gegnerschaft der beiden größten Diamantminengesellschaften Südafrikas. Und die Debeers-Aktie, die schon einmal mehr als 30 Pfund werth war, kostet heute knapp 11 Pfund. Darf man diese Thatsachen völlig übersehen, um sich einem tollen Rausch der Begeisterung über die südwestafrikanischen Diamanten deutscher Nation hinzugeben? Sonst rechnet man doch an erster

Stelle mit der Marktlage. Warum denn bei Diamanten nicht? Wie gefährlich hier ein Rückgang der Preise werden kann, haben die vielen Insolvenzen von Diamantenhändlern während der jüngsten Krisis gezeigt. Nur der Intervention Rothschilds war es zu danken, daß die Folgen der Absatzstockung sich in verhältnißmäßig engen Grenzen hielten. Erst seit ein paar Monaten werden wieder mehr Diamanten verkauft; für die südwestafrikanische Diamantenfrage ist aber wichtig, daß der Absatz von kleinen Steinen weiter nachläßt, obwohl die Preise viel niedriger sind. Wenn nun in Lüderitzbucht nur kleine Steine gefunden werden: wie soll da, bei der herrschenden Konjunktur, die Einführung eines rentablen Betriebes möglich sein? Daran denken die Phantasten nicht. Schöner und angenehmer ists, sich in prunkvollen Luftschlössern behaglich einzurichten. Wenns gar noch fiskalische Bauten sind, ist doch gewiß Alles in Ordnung. In Antwerpen und Amsterdam, den Hauptplätzen der Diamantenindustrie, sind genug Leute, denen phantasievolle Schilderungen den Blick nicht trüben. Warum holt man sich nicht von dort Gutachten über die Aussichten einer neuen Produktion kleiner Steine? Doch lieber überlegt man eifrig, wie die hanauer Diamantschleifer auf die Höhe der holländischen Kollegen gebracht werden können. Nun fehlt noch, daß fremde Schleifer das Heer der hanauer vermehren, damit die neue Aera des deutschen Diamantenhandels die gesammte Armee gerüstet finde. Wichtig ist auch noch, zu wissen, ob die deutschen Diamantarbeiter sich der großen holländischen Organisation anschließen und ob die südwestafrikanischen Minen mit dem londoner Syndikat gehen sollen. Vielleicht ist es besser für sie, draußen zu bleiben und sich für den Verkauf ihrer Steine volle Freiheit zu wahren. Wie einst auf Niekerks Farm die kleinen Mädchen mit den blanken Kieseln spielten, so spielen heute die Leute von Lüderitzbucht und Kolmannskoop mit den blitzenden Steinen, die ihnen Reichthum ins Land bringen sollen. Die Kunde von den Wundern des Gelobten Landes aber hat der „Prophet" verbreitet. Dieser Mann ändert sich wohl nicht mehr. Er weiß, daß man ihm einen Optimismus, den Schopenhauer ruchlos nennen würde, und eine nicht ungefährliche Fähigkeit der Autosuggestion nachsagt und vorwirft; aber er kann nicht anders. Einst verkündete er Heldburgs Herrlichkeit und versicherte, er könne den Aktionären von Deutsch-Luxemburg auf Jahre hinaus bequem 15 Prozent Dividende geben. Ein schöner Gedanke, aber es kommt anders, heißts in der alten Posse. Genau so ist er jetzt von den Diamantenwundern überzeugt. Statt die Sache möglichst still vorzubereiten, schreit er seine Siegesgewißheit sofort in die weite Welt. Kühle Ueberlegung oder gar Skeptizismus giebts für ihn nicht; wenigstens nicht für Geschäfte, die er zu leiten hat. Da traut er blind seinem Stern und kann die kommende Herrlichkeit nicht früh genug, nicht laut genug preisen. Mag sein, daß in Südwest noch Beträchtliches gefunden wird. Wenns aber nur oder fast nur kleine Stücke sind? Die lassen die Debeers-Leute, um sich nicht die Preise zu verderben, jetzt nur mit äußerster Vorsicht auf den Markt. Dringen sie aus unserer Kolonie dorthin, wird der Markt mit dem Kleinzeug überschwemmt, dann erleben wir Preise, von denen heute noch Niemand träumt. Dann sind kleine Diamanten bald nur noch Edelsteine dritten Ranges; und das ganze Brillantenpreisniveau senkt sich. Auch diese Entwickelung ist möglich; sie wird von den englischen Sachkennern gefürchtet. Herr Dernburg würde sich auch dadurch freilich nicht verblüffen lassen. Vielleicht erklärt er dann, seine Absicht sei stets nur gewesen, dem Erdkreis die Diamanten des kleinen Mannes zu bescheren. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*

Berliner-Theater-Anzeigen

Für Inserate verantwortlich: Rob. König. Druck von G. Bernstein in Berlin.